Schiller

Das Ideal und das Leben

von

Schiller.

Zum Schulgebrauch erklärt

von

Prof. Dr. Emil Grosse,
Direktor des Königlichen Wilhelmsgymnasiums zu Königsberg i. Pr.

Mit einem Anhange.

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung.
1886.

Das Ideal und das Leben

von

Schiller.

Zum Schulgebrauch erklärt

von

Prof. Dr. Emil Grosse,
Direktor des Königlichen Wilhelmsgymnasiums zu Königsberg i. Pr.

Mit einem Anhange.

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung.
1886.

Das Ideal und das Leben

von

Schiller

Dem

Königlichen Gymnasium zu Tilsit

bei der

Feier seines dreihundertjährigen Jubiläums

am 1. Juni 1886.

mit den herzlichsten Glückwünschen

in dankbarster Erinnerung dargebracht

von

Emil Grosse,
Probekand. und stellvertr. Lehrer am Gymnasium zu Tilsit
Michaelis 1861 bis Ostern 1863.

Das Ideal und das Leben.

(So überschrieben in den Gedichten vom Jahr 1803. Im 9. Stück der Horen 1795 erschienen als: Das Reich der Schatten; in G, d. i. Gedichte v. J. 1800, überschrieben: Das Reich der Formen.)

1. Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

(2.) [Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.]

2. (3.) Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

3. (4.) Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

(5.) [Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.]

---

40. So seit G, früher: In der Schönheit Schattenreich!

(6.) [Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.]

4. (7.) Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

5. (8.) Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

---

63. Vor G: Schwebe. 70. Vor G: erscheine. 75. Leben] vor G: Schicksal.

6. (9.) Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

7. (10.) Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

8. (11.) Wenn das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

9. (12.) Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere

Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

10. (13.) Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

11. (14.) Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,

---

123. Im Manuskript von der Hand Charlotte Schillers, nach Schillers Diktat, lautet der Vers: Schuldbefleckt dem Heiligen euch naht.

131—140. Die erste Fassung der Strophe, welche aber schon vor dem Druck geändert wurde, lautet:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke,
Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heil'ge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott.

Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

12. (15.) Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

13. (16.) Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

14. (17.) Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte

---

152. reinen Formen] vor G: Schatten selig.

Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist,

15. (18.) Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

166. des Totenschiffers] vor G: den Acherontschen.

Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, 9. August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte[1]), so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesetzt wünschte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. . . . . . Ich bin fest entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat. — —

---

[1]) Humboldt hatte unter dem 4. August 1795 sich über „das wunderbare Phänomen“ ausgesprochen, daß in Schiller Philosophie und Poesie sich „in einem so eminenten Grade“ vereint fänden, und geschrieben, „er glaube fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche.“ In der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller ist er auf jenes „Phänomen“ tiefer eingegangen und hat dort das Beste über Schillers Wesen gesagt.

W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, 21. August 1795.

Wie soll ich ihnen liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lange und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideeen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, selbst wieder neue Ideeen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verrät sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studiert, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeit lang Gedanken und Ausdrücke durch Raisonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müßte emporgestiegen sein. Es ist schlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetischen Arbeiten zu vergleichen .....[1]). Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe

---

[1]) Insbesondere zieht es H. den Künstlern und den Göttern Griechenlands vor. In einem der letzten Briefe vor diesem hatte er die Macht des Gesanges und den Tanz besprochen. Den Genius (Natur und Schule), den Spaziergang (Elegie) kannte er noch nicht.

ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch[1]) in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmut und vor allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer überirdischen Natur in eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indes habe ich mich nicht durch seine hohe, überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründet der seinen tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen[2]); zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Inhalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergessen gesucht, daß es ein Gedicht ist, ich habe den philosophischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Übergänge von einem zum anderen wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wieviel meine eigentliche Begeisterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen gestoßen, von denen ich mir nicht sogleich deutliche Rechenschaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Lesen und Nachdenken sind mir alle Zweifel verschwunden; ich glaube jetzt alles zu verstehen, und nur ob eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt sein sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben[3]). Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem offenen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß

---

[1]) Näheres darüber in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 6 f.

[2]) Vergl. den schönen Spruch: Res severa verum gaudium! Seneca.

[3]) Str. 11 (14) ist gemeint.

es Bekanntschaft mit Ihren Ideeen, besonders mit Ihren Briefen [über ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts] brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht und ruht in jedem Verstande auf sich selbst.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, ist die Exposition in den ersten vier Strophen[1]), die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist. Von dieser hängt doch alsdann alles Übrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt ist, und für diese haben Sie auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, so muß es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrtum darüber stattfinden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können .....[2]). Wieviel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen ... über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorlesen hören könnte. Auf wie viel Stellen würden wir dann noch stoßen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben, und wo man es nicht satt wird zu bewundern, wie unendlich eins der Ausdruck mit dem Ganzen ist. Gleich die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe: „Zwischen Sinnenglück u. s. w.", die herrliche Anwendung von der Fabel der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn das Tote u. s. w." und vor allem die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nehmt die Gottheit auf u. s. w.", und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wiedergiebt. Bewundernswürdig ist es auch, wie Sie ungeachtet des einfachen trochäischen Silben-

---

[1]) Die zweite ließ Schiller in den Ged. von 1800 fort. Die Exposition umfaßte übrigens in der ursprünglichen Gestalt des Gedichtes, wie sie H. vorlag, 7 Strophen, von denen später noch zwei, im ganzen also drei gestrichen wurden, so daß vier für dieselbe übrig geblieben sind.

[2]) Das hier an Str. 11 (14) Ausgesetzte siehe in den Anmerkungen.

maßes doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Silbenfalle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dies in dem Vers: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt", und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt zu herrschen u. s. w." . . . . .[1]).

Bleiben Sie ja bei dem Entschluß, in den nächsten Monaten bloß zu dichten. Es giebt doch nichts so Bezauberndes als die Werke des dichterischen Genies. Nur sie scheinen eigentliche Produktionen, nur sie Werke, die, für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophierende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entstanden denken zu können, es gleicht mehr einer bloßen Übung, einer Vorbereitung des Kopfes, es ist mit einem Worte nicht so in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum, wie ein Kunstwerk.

[1]) Siehe das Folgende in den Anmerkungen.

Über das Gedicht.

Wie Humboldt vorausgesehen, wurde das Gedicht bei seinem Erscheinen „im ganzen wenig verstanden". „Man deutet es auf den Zustand nach dem Tode", schrieb er Schillern den 17. November 1795. Letzterer erwiderte am 30. November, da „man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Totenreichs" hält, „so bin ich auf den Gedanken geraten, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein paar Worte, dieses Gedicht betreffend, ins Publikum hinein zu sprechen. Nicht nur der Form wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und praktisch sich künftig daran anreihen wird, wünschte ich, daß der Inhalt dieses Gedichtes dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, in einem Aufsatz für Gentz [er gab in Berlin die „Neue deutsche Monatsschrift" heraus] etwas darüber zu sagen? Sie fingen damit an, sich über die currenten Auslegungen zu verwundern und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte selbst heraus .... Es würde z. B. nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde." Schiller wollte dann auch selbst „Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen". Humboldt hatte keine Abneigung gegen den Vorschlag, nahm denselben aber doch nicht mit dem Eifer auf, den man erwarten sollte (11. Dezember 1795), zumal er das Gedicht so liebte, es so eingehend studiert und dabei gerade den Weg eingeschlagen hatte, welchen Schiller empfahl. Am 25. Januar 1796 wiederholte dann letzterer:

„Über die Schatten werde ich ehester Tage selbst einige Worte sagen und besinne mich jetzt nur auf eine geschickte Veranlassung dazu. Die Sache läßt sich so rein objektiv behandeln, daß mich die Notwendigkeit, über mein eigenes Produkt zu reden, nie in Verlegenheit setzen kann."

So bedauerlich es ist, daß jenes trotzdem unterblieb, so haben wir doch einigen Ersatz in den Andeutungen und Winken der Briefe. Nutzen wir sie!

Die Hauptidee spricht Schiller im Briefe vom 21. September 1795 an Körner, dem er das Gedicht, sein „poetisches Hauptwerk", am 8. September gesandt hatte, in Erwiderung auf dessen Bemerkung: „Was hier dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjekts im Moment der höchsten Begeisterung", so aus: „der Begriff des uninteressierten Interesse(s)[1])

[1]) Es ist der Begriff, welchen Schiller von Kant annimmt und wie dieser auch zur Grundlage seiner Ästhetik macht. Welche Wirkung bringt das Schöne im menschlichen Gemüte hervor? Ein „Wohlgefallen ohne alles Interesse; der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön", antwortet Kant (Krit. der Urteilskr. § 5), und in einer Anmerkung zu dem „reinen uninteressierten Wohlgefallen" sagt er § 2: „Ein Urteil über einen Gegenstand des Wohlgefallens kann ganz uninteressiert, aber doch sehr interessant sein, d. i. es gründet sich auf kein Interesse, aber es bringt ein Interesse hervor"; so daß auch der obige Ausdruck „uninteressiertes Interesse" von ihm angeregt ist. So weit Schiller über Kant hinausstrebt, indem er nach einem objektiven Merkmal des Schönen (wie ist der schöne Gegenstand, der so wirkt, an sich?) sucht: jenen Satz so wie die Erklärungen der §§ 9, 17 und 22 der Kr. der Urteilskraft hält er auf allen Stufen seiner Entwicklung fest. Vergl.: Über den Grund des Vergnügens an trag. Gegenständen XV S. 135. Hempel. Die Kunst gewährt freies Vergnügen im Gegensatz zum sinnlichen Vergnügen, „wobei die Seele einer blinden Naturnotwendigkeit unterworfen wird... Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird". In der Abh. über das Erhabene (XV S. 278) erklärt er das Gefühl für Schönheit als dasjenige, „ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen" und preist ein „Gemüt, welches sich soweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden", „ein solches Gemüt trägt in sich eine innere, unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nötig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden". Und in der Abh. über Anmut und Würde (XV S. 219) heißt es: „Wahre Schönheit soll niemals

am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen[1]) u. dergl. leiten und herrschen durch das Ganze"[2]).

Wie kann dieser Erklärung gegenüber irgend ein Zweifel herrschen, daß das Gedicht nur vom Reich des Schönen zu verstehen ist? Und hat nicht auch Humboldt recht, daß für die Erfassung dieser Hauptidee in dem Gedichte selbst gleichfalls „in einer Weise gesorgt ist, die keinen Zweifel übrig läßt"? Am Schlusse des Ganzen wird sie noch einmal in einem Bilde zusammengefaßt, wie dies mit den Gedanken einzelner Strophen, der 2. und 13. (16.), in den letzten Zeilen derselben und in gleicher Weise in andern Gedichten[3]) geschehen ist, und aufs klarste veranschaulicht, im Bilde nämlich des nach schweren Kämpfen im Leben zum Olympus emporschwebenden Herkules: Wir können uns des Irdischen entkleiden, uns von allem Sinnlichen scheiden, in den reinen Äther eines Olymps aufsteigen, so daß alle Schwere des Erdenlebens unter uns bleibt, wir uns wie verklärt völlig harmonisch und glückselig fühlen[4]).

Begierde erwecken. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstande an Würde oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindung mangeln". Endlich in der Abh. über naive und sent. Dicht. (XV S. 498): Aus poetischen Rührungen soll alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfnis verbannt sein".

1) Der Ausdruck „Subjekt des Schönen" entspricht dem „betrachtenden Subjekt" in Körners Brief; es kann an sich sowohl derjenige sein, der das Schöne hervorbringt, als derjenige, welcher das Hervorgebrachte betrachtet. Die Wirkung paßt auch auf beide.

2) Dem entspricht ganz die Schilderung des Reiches des Scheines im 27. Brief über ästhet. Erziehung des Menschen. Vergl. insbesondere XV 441 f. u. aus Br. 23, Abs. 3, XV 415 unten.

3) Vergl. Breite und Tiefe Str. 3, Sängers Abschied Str. 3, Das Glück V. 63 ff. u. a.

4) Vergl. Goethe, Faust, Vorspiel:

Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!

Dieser unser Olymp, in den wir uns täglich, stündlich emporzuheben (Dithyrambe) vermögen, der uns offen steht, so oft wir kommen (Teilung der Erde), so daß wir also doch schon auf Erden trotz aller unserer Schranken den Göttern ähnlich sind, jeder „Einer der Ihren sich dünken" kann zu sein, — dieser unser Olymp ist die Sphäre der Schönheit (alles Ästhetische) oder, wie es außerdem in unserm Gedichte genannt wird: des Ideales Reich, der Schönheit Hügel, der Schönheit stille Schattenlande, die Freiheit der Gedanken, die heitere Region der reinen Formen. Nicht willkürliche Ausdrücke sind dies, sondern gewählt nach den jedesmaligen Gegensätzen der Wirklichkeit, zusammengefaßt jene in dem „Ideal", diese in dem „Leben" der späteren Überschrift, während die ursprüngliche „Das Reich der Schatten" oder die in den Gedichten vom Jahre 1800 gewählte, „Das Reich der Formen", diesen durch das ganze Gedicht sich hindurchziehenden Gegensatz nicht mit ausdrückte und von Schiller deshalb, vor allem aber gewiß aus dem Grunde geändert wurde, weil die „Schatten" das Mißverständnis vom Reiche der Toten zunächst veranlaßt hatten. Unter „Schatten" verstand er, die Vorstellung der Alten in seiner Weise sich aneignend, körperlose, von allem Irdischen freie Erscheinungen, Phantome im unverdorbenen Sinne des Wortes, Gebilde der Phantasie, reine Erscheinungen, reine Formen (Str. 13), immer aber Gebildetes, Geformtes, Erscheinendes, (Ästhetisches, αἴσθησις!), nicht bloß Gedachtes, sondern Gestaltetes, schön Gestaltetes, Lichtgestalten, wie sie in der dritten Strophe so herrlich geschildert und mit einem jedem völlig geläufigen Ausdrucke auch genannt werden (in des Lichtes Fluren ... die Gestalt). Wenn Schiller also auch vom gewöhnlichen Gebrauch[1]) hier abwich und unter Schatten

---

[1]) Vergl. Goethe, Euphrosyne, V. 123 f.:

„Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt."

Wenn es dann aber dort weiter heißt:

„Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu",

so trägt das sogleich wieder zum Verständnis unserer 3. Strophe bei: Ein

dasselbe wie Gestalt verstand, so hatte er doch auch gerade durch den Ausdruck dieser Verse für das Verständnis hinlänglich gesorgt. Wie konnte man unter solchen Umständen gerade in der „Gestalt" der dritten Strophe Schwierigkeiten finden, wie behaupten, ohne die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen sei diese gar nicht zu verstehen, wie erklären „Gestalt" sei „Idee"? Wer da weiß, was eine Lichtgestalt ist, muß die Strophe verstehen, er braucht noch nicht einmal Humboldts Methode und Schillers eigene Weisung, ihren Inhalt in „vernehmlicher Prosa auszusprechen", zu befolgen, sondern nur zur sechsten auch die fünfte Zeile derselben hinzuzunehmen; und wer sie zu Ende liest, muß doch sehen, daß „Gestalt" nicht „Idee", sondern geformte Idee d. h. „Ideal"[1]) ist, denn ihr Reich, in welches wir auf ihren Flügeln uns zu erheben vermögen, heißt dort nicht das Reich der Ideeen überhaupt, sondern des Ideales d. i. der Ideeen, sofern sie im Reich des Schönen Gestalt gewinnen, verkörpert werden sagen wir auch und stellen uns dabei keineswegs Körperliches im eigentlichen Sinne, physisch Vergängliches und Beschränktes, Irdisches vor, sondern das Gegenteil von allem bloß Stofflichen: Körperloses (Str. 3 V. 1 f.), reine Form, rein d. h. frei von allem Materiellen, Zeitlichen, nicht bedingt von irgend-

solcher gewinnt durch die dichterische Behandlung, also im Reiche des Schönen, wieder volles Leben, steht leibhaftig wieder vor uns, wird dadurch eine solche Ideal-Gestalt, von der Schiller redet.

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft: Des 2. Buchs der transscend. Dial. 3. Hauptstück. Das Ideal der reinen Vernunft 1. Abschn. Vom Ideal überhaupt: „Ideal, worunter ich die Idee nicht bloß in concreto, sondern in individuo d. i. als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmbares oder gar bestimmtes Ding verstehe"; und Kritik der Urteilskraft I § 17: „Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorstellung eines einzelnen, als einer Idee adäquaten Wesens. Daher kann das Urbild des Geschmacks, welches .... nicht durch Begriffe, sondern nur in einzelner Darstellung kann vorgestellt werden, besser das Ideal des Schönen genannt werden, dergleichen wir, wenn wir gleich nicht im Besitze desselben sind, doch in uns hervorzubringen streben. Es wird aber bloß ein Ideal der Einbildungskraft sein, eben darum, weil es nicht auf Begriffen, sondern auf der Darstellung beruht; das Vermögen der Darstellung aber ist die Einbildungskraft".

welcher menschlichen Bedürftigkeit (Str. 3, V. 3, Str. 4, V. 1, 2. Str. 9, V. 10); dasselbe also wie „Gestalt“, „Schatten“; und wir begreifen daher völlig, wie Schiller die Gestalt, wie hier dem Körper, anderwärts (26. Brief über die ästhet. Erz.) dem Wesen entgegensetzen und „die Welt des Scheins“ „das wesenlose (unkörperliche) Reich der Einbildungskraft nennen kann, während es dann wieder in der „Poesie des Lebens“ heißt:

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden?

Wenn wir vom Wesentlichen und vom vergänglichen Wesen, Verwesenden sprechen, bedienen wir uns desselben Wortes in Gegensätzen. Heißt es in der „Erwartung“:

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen,

so kommt es im „Reich der Schatten“ umgekehrt ganz ausschließlich auf das Spiel mit wesenlosen süßen Bildern an, gerade dieses Schattenglück macht uns den Göttern schon hienieden ähnlich.

Sehnend breit ich meine Arme
Nach dem teuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt,

sagen wir hier nicht mit dem „Jüngling am Bach“, sondern in „uninteressiertem Interesse“, wie es das Reich des Schönen ausschließlich kennt, erreichen wir diese teuren Schattenbilder, und da wird unser Herz gestillt.

Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

(Goethe, Zueignung.)

Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

(Dithyrambe.)

Keine Strophe macht Schwierigkeiten, sobald wir die Hauptidee immer im Auge behalten, daß es sich lediglich um jenes „uninteressierte Interesse“ ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate handelt, um das Vermögen in uns, im Schauen (dazu gehört auch Lesen und Hören) des Schönen uns über alle Schranken der Erde emporheben zu können und in so reiner Freude uns wie im Himmel zu fühlen, den Göttern zu gleichen (V. 21): jeder kann den beglückenden Ausgang aus den „Gründen, die der kalte Nebel drückt“, finden; wir haben Schwingen und Flügel nach den ewig jungen und schönen Hügeln hinzuziehen (Sehnsucht), vermögen einzugehen zu der „goldnen Pforte“, wo das Irdische „himmlisch, unvergänglich“ ist.

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein,
(Die vier Weltalter.)

der Dichter nämlich und, wie sie, „die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen“ (die Sänger der Vorwelt), jeder Schöpfer des Ideals; nie wird es ihnen am „empfangenden Ohr“ fehlen, stets wird „mit Andacht begrüßt“ werden, „was der Genius uns redend und bildend erschuf“.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er (der alte, hohe Vater)
Seine gewandteste . . . Tochter,
Freut euch! gegönnt (die Phantasie).
(Goethe, Meine Göttin.)

Möglich wird es uns dieser Gunst uns zu bedienen, jene Fähigkeit zu bethätigen, in das Reich des Schönen, der Phantasie, „der Gedanken" (V. 132) einzutreten, nur dann, wenn wir uns von rein materiellem Genuß und Besitz lossagen, kein Verlangen danach hegen, nicht von irgend einem Interesse an realen, zeitlich beschränkten Dingen, Zwecken, Wünschen bewegt werden, sondern uns ganz dem vorgestellten Ideal, der reinen Form, den Lichtgestalten im freudigen Anschauen hingeben, frei von jedem stofflichen Interesse. Nicht wer „griff nach des Feldes Früchten", nicht wer „sich wählt den edlen Firnewein", sondern an den, dessen Ohr hängt „an des Himmels Harmonie" und „der das Irdische verlor", erging das göttliche Wort:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen stehn.

(Teilung der Erde.)

Nur „wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander;
Und hält sich rein im reinen Element."

(Wallensteins Tod II 2)

Aus der Fremde ist das Mädchen, dessen Nähe beseligt, durch welches „alle Herzen weit werden", und ihre „Blumen und Früchte" sind „auf einer andern Flur gereift". Es ist sehr bezeichnend, daß diese beiden Gedichte, Teilung der Erde und das Mädchen aus der Fremde, vor das Ideal und Leben von Schiller in der Gedichtsammlung gesetzt sind.

Diese Bedingung des Eintritts in das Reich des Schönen hatte Schiller ursprünglich mehr hervorgehoben, sich nicht mit dem in der 2. Strophe (V. 23 ff. Brechet nicht von seines (des Todes) Gartens Frucht 2c.) darüber Gesagten begnügt, sondern es weiter in besonderen Strophen (5. 6.) ausgeführt und dadurch noch das Verständnis erleichtert, insbesondere so schon in der Exposition dem Mißverständnis der 11. Strophe mehr vorgebeugt. Sie sind seit der Ausgabe von 1800 weggelassen, waren doch aber nicht unbekannt; nichtsdestoweniger ist die 11. Strophe am häufigsten schief aufgefaßt worden. Wer sich

zur Sphäre der Schönheit emporhebt, ästhetisch schafft oder genießt, der empfindet, so oft und so lange er es thut, keine Sorge, keinen Kummer, keine Qual weder Leibes noch der Seele. Das ist der Unterschied solcher Weihestunden von dem alltäglichen, gewöhnlichen Leben. Von diesem Gegensatz ist die Rede im Gedichte, in der 11. Strophe davon, daß man sich in jenem Reiche auch schuldlos fühlt, während man es in der Wirklichkeit nie ist und nie werden kann. Jene idealen Gebilde entrücken uns aller Wirklichkeit, also auch dieser, entzücken uns; wir vergessen in ihrem Schauen oder Hören, denn die Macht der Töne ist ja ein noch wirksameres Mittel zu idealem Aufschwung als Farben oder Figuren — wir vergessen uns selbst (V. 47 ff.), gehen völlig in ihnen auf, fühlen uns dem Göttlichen, welches sie offenbaren, so nahe und verwandt, daß wir uns ihm willig hingeben (V. 135), jeder Widerstand gegen dasselbe in uns schwindet (V. 139), oder, wie es in Goethes Elegie heißt, „jeder Selbstsinn zerschmilzt, kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert“.

Den hohen Göttern sind wir eigen,
Uns darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andere Macht muß schweigen.

Wir „treten in heilige Gewalt, wenn des Gesanges Ruf erschallt“, wenn die Kunst ihre ganze Macht, deren sie fähig ist, auf uns ausübt. So drückt es unser Dichter in „der Macht des Gesanges“ aus; und wenn der Künstler Goethes Weisung im „Künstlerliede“ folgt:

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt:

so genießen auch wir es durch ihn in seinen Werken, in keinem vollkommener als in einem von Goethe selbst, der Iphigenie.

Wenn das Göttliche, das wir, während wir nur unsere Thaten mit seinen Forderungen und Geboten, unseren Pflichten vergleichen, in der Erkenntnis, wie mangelhaft wir sie erfüllen, wie viel Schuld wir auf uns laden, für unnahbar und schrecklich (V. 140) hielten, durch wahre Kunst uns so nahe gebracht

werden kann: so berührt sich das Reich des Schönen mit der Religion, dem Gebiet des Glaubens und seinem Ausdruck im Gebet. Wie wir auf den Flügeln aller schönen Gebilde hoch empor schweben über das enge dumpfe Leben, so „schwingt sich beflügelt der Geist in alle Himmel auf“, wenn wir andächtig beten (Maria Stuart IV 7). Und: „also beschließen alle Lehrer der Schrift, daß das Wesen und Natur des Gebetes sei nichts anders denn eine Aufhebung des Gemütes oder Herzens zu Gott,“ ein herzlich Aufsteigen, sei es nun, daß wir uns an „fremde Gedanken“ und „an Worte halten und an denselben aufsteigen,“ oder daß „die Federn wachsen, daß man zu fliegen vermag ohne Worte“, heißt es in Luthers Auslegung des Vaterunsers[1]).

In wie nahem und ewigen Bunde aber Religion und Kunst auch immer stehen: ästhetische Freude und andächtiges Gebet im Glauben sind doch sehr verschiedene Dinge. Erstere bedingt nach unserem Gedichte ein völliges Vergessen unserer selbst, dessen, was wir sind und thaten, und in diesem Vergessen fühlen wir uns selig (V. 49); Glauben haben wir nur, wenn wir uns selbst erkennen in unserer Schwachheit, und im Gebet suchen und finden wir Vergebung unserer Sünde durch Gottes Liebe und erlösende Gnade. Um unser eigenes Heil handelt es sich auf dem einen Gebiete; um Darstellung und Nachempfindung, wie sich das Göttliche in Natur und Menschenleben mannigfach kund giebt, auf dem andern. Im Nachempfinden dessen, was die Begnadetsten, denen „ein Gott gab zu sagen, was sie leiden“, und zu gestalten, „was Menschenbrust erhebt“, uns „vorgefühlt“ haben[2]), fühlt man sich frei von allem, was einen je beengt, gehemmt, geschmerzt, gequält (V. 51ff.). Wer Goethes Iphigenie liest oder Raphaels heilige Cäcilie betrachtet oder einen Bachschen Choral hört 2c., empfindet gewiß, „daß ein Gott sich hergewandt“, wie Goethe sagt; aber ob Gott sich auch zu ihm gewandt, das ist eine andere, davon ganz unabhängige Frage.

[1]) Auswahl aus D. Martin Luthers Schriften, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885 S. 4.

[2]) Goethes Vermächtnis V. 41.

Solche Kunstwerke können uns für das Göttliche empfänglich, geneigt, willig (V. 135) machen: erfassen können wir Gott nur im Glauben, in einer Erfahrung an unserm inwendigen Menschen durch die Kraft des heiligen Geistes, ein Geheimnis, unaussprechlich und in keiner Kunst darstellbar.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern . . . .
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.
Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht.

(Uhland, Gedichte II S. 314, „Die verlorene Kirche.")

Auch in der Farben oder Töne Macht steht es nicht, dies Was; nur daß es geschehen, kann gesagt, in welches Entzücken man versetzt ist, mitgeteilt, wie ein Entzückter erscheint, bildlich dargestellt werden, damit ich dies Entzücken nachempfinde[1]); gläubig aber kann ich dadurch nicht werden, nur geneigt dafür, nur von Sehnsucht danach erfüllt werden.

Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht (Hebr. 11, 1). Auf sinnlicher Wahrnehmung beruht alle Kunst, so überirdisch sie sein mag; zu völlig Übersinnlichem streben wir im Glauben. Der Glaube ist auch Gefühl, aber er wendet sich keineswegs ausschließlich an dasselbe, wie die Kunst, sondern steht in engster Beziehung zum Handeln, er entscheidet über dasselbe. Nur der Glaube gilt, der in der Liebe thätig ist. Die Kunst ist ihrem Wesen nach ohne jeden direkten Einfluß auf das Handeln, „ohne alle Rücksicht auf ein moralisches Resultat", sagte Schiller. Aber derselbe Schiller hat auch immer wiederholt — und dasselbe steht in unserer 11. Strophe —, daß alles Ästhetische, wenn auch keine Tugend hervorbringt, doch „dem Willen (V. 135)

---

[1]) H. Baumgart, in seinem demnächst erscheinenden Handbuch der Poetik S. 263—66.

Raum macht, sich zur Tugend zu wenden"[1]), da es die bloße Macht der Affekte bricht, „den Widerstand (V. 139) der Neigung gegen das Gute vernichtet[2])." „Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu jeder That kann sie ihn rufen und zu allem, was er sein soll, **mit Stärke ausrüsten**", heißt es in der Abhandlung über das Pathetische[3]), ganz wie in der 5. Strophe unseres Gedichtes. Bis zu einem begeisterten „Ich will" kann uns das Ideal führen, aber

Ich will;
Willst du nur, daß ich will!

so kann der allein zu Gott rufen, welcher wie Nathan „in Asch' und Staub vor ihm gelegen und geweint", mit ihm gerungen und im heißen innern Kampfe zum lebendigen Glauben an Gott, an seine Güte und Gnade hindurchgedrungen ist:

Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.

Ein so gottergebener Mensch kann jede That „sich abgewinnen", wie Nathan zum Klosterbruder sagt (IV 7)."

Die Kunst hat ihre Wirkung gethan, wenn sie dem Willen zur Tugend Raum schafft; das „Resultat" ist nicht ihre Sache. Sehr erklärlich darum, daß, so oft die Kunst abirrend auf das moralische Resultat Einfluß gewinnen will, d. h. lehrhaft wird, sie verstimmend wirkt, ihren Zweck also gänzlich verfehlt[4]); aber ebenso erklärlich, daß, je besser die Kunst ihre Aufgabe

---

1) Über den Nutzen ästhet. Sitten XV S. 559.

2) XV S. 558.

3) XV S. 273 und ähnlich im 22. Briefe über ästhet. Erz. Absatz 3. XV S. 412.

4) H. Baumgart, Handbuch der Poetik S. 261 ff.

löst, je mehr in ihr „webt ein Sinn von ew'ger Art, . . . der Sinn der Wahrheit,

Der sich mit dem Schönen schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt",

(Goethe, Künstlerlied)

und je sicherer sie durch ihre Gebilde Nachempfindung davon in uns bewirkt, sie um so mehr unsere Empfindungen läutert und veredelt, uns zum Guten stimmt[1]).

Bediene dich der hohen
Unschätzbar'n Gunst und hebe dich empor.
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst.

(Goethe, Faust II Akt. 3. g. E.)

Neben dem göttlichen Evangelium giebt es ein weltliches Evangelium, wie Goethe die Kunst so schön genannt hat in einer Stelle von Dichtung und Wahrheit (Buch 13 S. 122 des 22. Bandes der Hempelschen Ausgabe), in welcher er ganz denselben Gedanken, den Schiller in unserem Gedichte ausführt, Ausdruck gegeben: „Die wahre Poesie", und was von dieser gilt, gilt von jeder wahren Kunst, — „die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltlich Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres

---

[1]) Schiller, Über naive und sentimentale Dichtung XV S. 540 ff.; Über den moralischen Nutzen ästhet. Sitten XV 558 ff.; Goethe, bei Eckermann III[6] S. 40: „Hat ein Poet den hohen Gehalt wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle"; Geibel, Ethisches u. Ästhetisches 34 (Ges. W. V S. 41:

Sittlich sei der Poet, kein Sittenprediger. Lehren
Soll er, allein nur so, wie die Geschichte belehrt;
Hat er ein ewig Gesetz in geschlossenem Bild euch entfaltet,
Sei ihm die trockne Moral drunter zu schreiben erspart,

sind Hauptstellen über den Gegenstand. Und anders hat auch Lessing sein: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst erweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln" (Hamb. Dram. St. 77 g. E.) nicht gemeint — vergl. St. 12 Absatz 3 und St. 33 Absatz 6 —, so viel man immer über seine „Korrektionsanstalt" spötteln mag.

Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen[1]), d. h. also uns richtig empfinden zu lassen. So weit im Druck ausgezeichnet, ganz die „Hauptidee" unseres Gedichtes.

Nur von diesem „weltlichen Evangelium" redet Schiller in demselben, nicht von der Religion. Er verwirft darum den Weg der Erhebung über das Irdische durch dieselbe nicht, so wenig wie andere Wege, die es außerdem zu gleichem Ziele giebt. Wenn er in der (2.) später ausgelassenen Strophe sagte: „Es führen Pfade aufwärts zur Unendlichkeit", so deutete er in der Exposition sogar an, daß der ästhetische Weg nicht der einzige ist.

Schiller spricht, wie gesagt, nur von diesem, aber es giebt mehr als einen anderen Pfad der Erhebung über alles Irdische. Neben der Religion denke man nur an die Liebe zum Vaterlande! Und wie unendlich viel mehr Menschen können diese Pfade wandeln als den ästhetischen. „Das Schöne", so schrieb im Jahre 1870 Hermann Baumgarten: Wie wir wieder ein Volk geworden sind. S. 45 f., „das Schöne erstreckt seine Wirksamkeit nie über gewisse Schichten hinab; die ungeheure Masse der von ihrer Hände Arbeit lebenden Menschen wird vom Strahl der Schönheit höchstens dann und wann einmal flüchtig gestreift . . . die große Mehrzahl der Menschen empfängt die wichtigsten Ideeen in religiöser Form und die mächtigsten Anregungen durch ein gesund entwickeltes Volks- und Staatsleben. Wenn alle Herrlichkeit der Dichtung, der Musik und der bildenden Künste in nie erlebter Fülle unter uns träte, sie würde unser Volk von ferne nicht so gewaltig über die Nichtigkeiten der Tagessorgen emporheben in eine wahrhaft ideale Sphäre, wie es jetzt (1870)

---

[1]) Vergl. Grimms Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen, 19. Aufl. 1884 S. 7: „Wo lebt die Poesie wirklich als da, wo sie die Seele trifft, wo sie in der That kühlt und erfrischt, oder wärmt und stärkt"? [Strophe 5.]

dieser gottgesandte Krieg thut, der, wie alle großen Begebenheiten, zugleich unsere nationalen und unsere religiösen Empfindungen belebt[1]). Für den zarten Reiz der Schönheit sind die Sinne von Millionen zu stumpf und werden es voraussichtlich immer sein, wie für die Wahrheiten der Philosophie ihr Verstand zu träge ist: der Donner der Schlachten, die ein Volk für seine Existenz schlägt, weckt den blödesten Sinn und trägt einen Hauch des Höheren in die ärmste Hütte. Als in einer süddeutschen Stadt die ersten preußischen Soldaten beerdigt wurden, da legten die Bewohner eines Armenhauses ihre Kreuzer zusammen, um das Grab der Brüder mit einem Kranz zu schmücken. Kann je die erhabenste Kunst in solche Tiefen hinab wirken!" Gewiß nicht. Allein man vergesse auch nicht, daß ein Strahl des Schönen in Märchen, Sage und Lied in die tiefsten Schichten eines Volkes dringen kann und oft gedrungen ist, wenn er freilich auch nimmer dort so zu erwärmen vermag wie Religion und Vaterlandsliebe; jedesfalls bedarf Schillers Wort im 27. Briefe über ästhetische Erziehung (XV S. 443): „Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt", der Einschränkung.

Weiter füge ich, um den rechten Gesichtspunkt für unser Gedicht durch Vergleichung und Sonderung von Verwandtem zu gewinnen, hier ein, was Neithardt von Gneisenau seinem Könige

[1]) Vergl. auch Ernst Curtius' Festrede: Der Geburtstag des deutschen Kaisers, 22. März 1871 S. 6 ff.: Gerechte Kriege sind immer große Epochen im Völkerleben . . . die wahren Werte der menschlichen Dinge treten zu Tage, das Kleine verschwindet, das Große und Allgemeine erfüllt die Seelen ganz . . . das sind die natürlichen und gesunden Verhältnisse, wie sie immer vorhanden sein sollten, aber sie zeigen sich nur als Ausnahmezustände im Völkerleben, weil es außerordentlicher Umstände bedarf, um den selbstischen und verneinenden Geist in den Menschenherzen zu überwinden und die idealen Kräfte einmal zur Herrschaft zu bringen. Das sind diejenigen Kriege, in denen sich nach göttlichem Ratschlusse der Fluch in Segen verwandelt, die gerechten Kriege, die aller Not und aller Thränen ungeachtet, geweihte Zeiten sind, Zeiten der Erhebung und Läuterung, Festzeiten voll wunderbarer Lebenswärme und nachhaltender, vorbildlicher Bedeutung. Darum lauschen wir noch heute so gerne auf die Kunde von Marathon und Salamis, darum glühten uns die Wangen, wenn unsre Väter aus den Freiheitskriegen erzählten u. s. w.

am Schlusse einer Eingabe am 20. August 1811 schrieb: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie schuld geben [1]), und ich will mich gerne hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn giebt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang. Zur Ehre will ich mir es anrechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht."

In diesem herrlichen Erguß seiner großen über alles Selbstsüchtige, Kleinliche, Hemmende sich erhebenden Seele erweitert Gneisenau die „Poesie" zu solcher Erhebung überhaupt, im eigentlichen Sinne ist die Poesie nur ein Weg zu derselben.

Gneisenau gelangt „hinauf zu jenen Höhen" durch seine Liebe zu König und Vaterland. Jede reine Liebe vermag Gleiches.

---

1) Der König hatte am Rande einer früheren Denkschrift Gneisenaus über Preußens Erhebung und Wiedergeburt zu dem Hinweise, daß die Prediger angewiesen werden müßten, über den Unterjochungsplan Frankreichs zu predigen, die Unterdrückungen, die man erfahren, aufzuzählen und zu schildern und an den Kampf der Maccabäer zu erinnern und durch deren Beispiel zu befeuern, bemerkt: „Als Poesie gut". Vergl. Gneisenaus Leben in 2 Bdn. von H. Delbrück, Berlin, Reimer, 1882 I 217. 226 f.

Oben ward es schon angedeutet. Unübertrefflich schön hat es ausgedrückt, der von sich sagen durfte: „Wenn Liebe je den Liebenden begeistet, Ward es an mir aufs lieblichste geleistet", Goethe, in seiner „Elegie":

„Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem wie vor Frühlingslüften
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn, tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert."

Schöner sind Liebe und Glaube nie nebeneinander in ihrer Wirkung geschildert worden: Es „zerschmilzt . . . der Selbstsinn . . ., kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert"! Nun ist alles im rechten Maß und die richtigste Bethätigung möglich. Das führen die folgenden Strophen aus. Und wie das Vorhergehende bereits zur Erklärung von V. 135 verwendet werden konnte, so entspricht der Gedanke dieser ganz dem der 5. (8.) Strophe unseres Gedichtes und dem dazu gleichfalls schon angeführten Worte aus der Abhandlung über das Pathetische: Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Was ist sie ihm? Vergegenwärtigen wir uns das hier noch an Max Piccolomini und Thekla sowie an Tasso.

Durch die Liebe erhält das Leben für Max „Reize, die er nie gekannt“. Wir haben, so sagt er (I 4) zu seinem Vater, bisher

Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt, . . .
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon, davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

Jetzt erscheint es ihm durch der Liebe „himmlische Gestalt“, die ihn wie Thekla fortzieht „mit göttlicher Gewalt“ (P. III 9). Es wird ihm „die gemeine Natur zu eng, und tiefere Bedeutung“ gewinnt alles. Dem „entzückten Herzen giebt die Welt der Wunder Antwort und eröffnet ihm ihre ew'gen Räume“ (III 4).

Es schien die Zeit dem Überseligen
In ihrem ew'gen Laufe still zu stehen (III 3).
Auf einer Insel in des Äthers Höhe

lebt er (III 4). Und wenn Thekla sagt (III 8):

Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn,

so ist dies der kürzeste und treffendste Ausdruck für die Wirkung alles Idealen. Solche Kraft fühlt auch Tasso, als er in der Liebe der Prinzessin „ein ewig Glück auf goldenen Strahlen herrlich niedersteigen (II 1 V. 369) sieht und empfindet, wie „herniedersteigend schnell die Göttin hinauf den Sterblichen hebt“ (II 2 V. 284); da wünscht er:

daß die edelsten der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr. Ich dränge zu
Und wagte gern mein Leben, das ich nur
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edlen Schar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.

Er hat das Göttliche, das sich ihm in solcher Empfindung offenbart, gewiß in seinen Willen aufgenommen (V. 135); aber was der so erquickte, gestärkte, allem Guten zugewandte Wille schließlich ausführt, in die That bringt, wie wir die „Lebensprobe“ bestehen, das hängt nicht von dem Idealen und von der Kunst ab. Der so hoch begeisterte Tasso besteht diese Probe — freilich ist's die „sauerste von allen“, sich selbst zu „bezwingen“ (Goethe, Geheimnisse) —, gleich darauf leider sehr schlecht.

Wie die Liebe, so die Freundschaft. Selbst wen „aus gröberm Stoffe die Natur schuf“, und „zu der Erde die Begierde zieht“, wie Wallenstein von sich sagt (W. T. II 2), selbst ein solcher muß vom Freunde bekennen:

Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Erschöpft sind auch damit die Mittel noch nicht. Es führen noch mehr Pfade aufwärts aus der Sinne Schranken. Ernste, tiefe Forschung, — wie erhebend schildert Plato die Seligkeit des Erkennens —, ja jede bedeutende, ganz an ihren Gegenstand sich hingebende Arbeit, „Beschäftigung, die nie ermattet“ (Ideale), läßt alle Mühe und die Sorge und Enge des Alltäglichen völlig vergessen, „beschwört der Seele Sturm“; überall wo ich nach Goethes „Lebensgenuß“ „meinen Tag“ habe, da scheine ich mir an keinem Ort, auch Zeit ist keine Zeit“, wenn auch nichts so hoch über Ort und Zeit zu heben vermag wie Glaube, Liebe, Freundschaft und Kunst.

Nachdem wir so — der Wichtigkeit der Sache entsprechend in etwas längerer Ausführung — den rechten Gesichtspunkt für unser Gedicht gewonnen, können wir versuchen, seinen Inhalt in „vernehmlicher Prosa auszusprechen“. So verkehrt es auch sonst ist, ein Gedicht „in Prosa aufzulösen“ — es heißt eine schöne Form in Scherben zerbrechen —, so angemessen ist dies bei einer „philosophischen Ode“, wie Körner diese Gattung bezeichnete, in

der Schiller „einzig“ sei[1]). Die Gedanken dieser Lyrik müssen wir alles Schmuckes entkleiden, nichts darf jetzt beachtet werden, was nur Bild ist, ausgenommen die Vergleiche, nichts aber auch andererseits außer Acht gelassen werden, was nicht bloße Form eines Gedankens ist. Verfahren wir so, dann lernen wir nicht allein das Gedicht gründlich verstehen, sondern es werden uns auch Hauptmittel poetischer Darstellung: Bildlichkeit, Umsetzung in Handlung, Personifikation in ihrer Anwendung durch Schiller klarer.

---

1) Vergl. oben S. 1 Anm., ferner Goethe an Schiller (Oktober) 1795: „Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht“. Dazu: Schiller an Goethe 31. Aug. 1794: „Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittiert zu haben (= als Schiedsrichter anrufen). Im Grunde ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen ... Ich schwebe, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung ... Es begegnet mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben“.

Inhalt.

1. Die Götter leben in ihrem Olymp in nie getrübter Glückseligkeit; während alles Irdische sich wandelt und vergeht, genießen sie ewiger Jugend und der Unsterblichkeit: im Menschen streiten sich zwei Naturen, die sinnliche und die geistige; völlig harmonisch sind beide in den Göttern.

(2.) [Können wir nicht zu solcher Höhe gelangen? Müssen beide Seiten unseres Wesens stets getrennt bleiben, so wie Blume und Frucht nie zusammen gedeihen, und immer nur eine Hälfte des Mondes Licht empfängt, nie der ganze hell ist? Nein, wir vermögen in der That aus der irdischen Beschränktheit zum Unendlichen, Ewigen uns zu erheben, wenn unser Verlangen nicht auf das Vergängliche gerichtet ist].

2. (3.) Wir können den Göttern ähnlich werden schon auf Erden, frei sein im Reiche des Zwanges und der Vergänglichkeit, wenn wir uns nicht dem Sinnengenuß ergeben, sondern uns am Schönen (Schein) ergötzen. Wie Proserpina aus der Unterwelt befreit worden wäre, wenn sie nicht vom Granatapfel gegessen hätte.

3. (4.) Nur der Körper (das Sinnliche) gehört den Mächten des Zwanges und der Vergänglichkeit: über alle Gewalt und Schranke erhaben und göttlich ist das Ideal, das wir im Reiche des Schönen schauen, in welches wir uns aus der Angst und Enge des Lebens erheben können.

(5.) [Wer sich vor der Gewalt alles Irdischen schützen will, sage sich entschlossen von ihm los und fürchte nicht dadurch sein eigentliches Teil zu verlieren, denn alles, was zu jenem gehört,

ist durchaus vergänglich. Er denke nicht an Hab und Gut, vergesse gern, was er war und ist, im beseligenden Schauen und Empfinden des Ideals].

(6.) [Wie in eine heilige Freistatt flüchte er zu ihm, das nichts Schmerzliches, Peinliches, Beengendes, Trauriges duldet, wo er los kommt von allem, wozu ihn sonst sein sterbliches Teil nötigt (Pflichten, Schulden sterblicher Natur = wozu er dieser gegenüber verpflichtet, was er ihr schuldig ist). Hier erfahre er, wie frei von Zwang er sich zu fühlen vermag, ungequält von allem, was er je gefehlt und verschuldet hat.]

4. (7.) Dort sehen wir das Bild des Menschen in seiner Göttlichkeit, frei von allen irdischen Mängeln und Fehlern, so wie (nach mythischer Vorstellung) die Seele, nachdem sie den Leib verlassen, verklärt als Schatten in der Unterwelt wandelt, oder wie die unsterbliche (nach platonischer Anschauung), bevor sie in die Leiden und Schranken des Leibes kam, ungehindert von derselben in überirdischen Höhen die Ideen schaute. Während im irdischen Leben nur Kämpfe zu bestehen sind, die nie zu völliger Entscheidung gelangen, sondern immer sich erneuern, erscheint im Reiche des Ideals [in das wir uns nach der Abkunft und Erfahrung unserer Seele — sie hat Erinnerung an die einst geschauten „reinen Formen" — immer wieder zu erheben vermögen] der Sieg.

5. (8.) Aber keineswegs damit ihr diesen Kampf des Lebens aufgeben und ihm euch entziehen sollt, wird euch da der Sieg gezeigt. Selbst wenn ihr dies wolltet, könntet ihr es doch nicht, das Leben würde euch immer wieder zu neuem Kampfe zwingen. Nein, nur um euch für denselben durch solche Erquickung zu stärken und euren Mut, wenn er sinken will, zu erhöhen, sollt ihr den Sieg im Schönen schauen.

6. (9.) In der Wirklichkeit des Lebens, im Leben der Menschen und Völker untereinander, da muß Kampf sein und Ringen um den Preis, da behält ihn der Stärkste gegen den Mutigsten und alles Schwache unterliegt.

7. (10.) Während so unser Leben in der Wirklichkeit einem vielfach gehemmten und aufgeregten Flusse gleicht, wird es, wenn

wir uns in das Reich des Schönen (als „stilles Schattenland“ im Gegensatz zu dem „krachenden Getös“ und dem „bestäubten Plan“ des Kampfes bezeichnet) erheben, zu einem ungehindert und ruhig dahingleitenden Flusse, in welchem sich alle Sterne spiegeln können.

Aufgelöst: Das Leben verlangt einseitige Anspannung der Kräfte im starken Ringen nach dem einzelnen Ziele, im heftigsten Kampfe mit Hemmnissen aller Art; harmonische Ausübung und gleichmäßige Ausbildung jener läßt es daher nicht zu: solche Harmonie, in welcher allein der Mensch fähig wird die Idealwelt in sich aufzunehmen, vermag die Beschäftigung mit dem Schönen herzustellen. Gleichmaß bedingt rechtes Maß, daher hindern unsere im Bilden und Genießen des Schönen ins Gleichmaß gesetzten Kräfte und Triebe sich nicht mehr gegenseitig, sondern erhöhen einander, zum Bunde vereint, dessen Kennzeichen in der Erscheinung die Anmut ist.

8. (11.) Wenn es gilt ein Werk zu schaffen, einen Gedanken in einem Stoffe darzustellen, da muß auch das Genie angestrengten Fleiß aufwenden, da muß beharrlich gerungen werden, um dem Gedanken im Stoffe volle Wirklichkeit zu leihen. Denn nur die ernsteste, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Mühe findet das Wahre, und harte Arbeit allein bewältigt endlich den Stoff.

9. (12.) Das Kunstwerk selbst jedoch, von der Begeisterung des Künstlers geschaut, oder vollendet, vom Beschauer genossen, enthebt der harten Mühe einseitiger Anspannung, befreit von allen einschränkenden Bedingungen des Stoffs; unmittelbar und mühelos gewährt es im entzückten Genießen (oder Schauen des Künstlers) die volle Harmonie. Nicht ein Werk irdischer Mühe, mangelhaft und menschlicher Bedürftigkeit unterthan, sondern wie auf göttliches Geheiß aus Nichts geschaffen, ein Wundergebilde, steht es vor uns (und gewährt uns als solches die Gewißheit unseres Anteils am Göttlichen).

10. (13.) Wenn der Mensch in seiner Schwäche und Mangelhaftigkeit ermißt das, was er soll; wenn er schuldig, wie er ist, vor das Heilige hintritt: so fühlt er seine ganze Armseligkeit und wird von Furcht ergriffen, denn seine Tugend besteht diese

Prüfung nicht, und voll Scham muß er erkennen, wie weit seine Thaten hinter den Forderungen zurückbleiben. Kein Mensch erfüllt das Gesetz; wie vor einem Abgrunde steht er, über welchen er auf keine Weise gelangen kann.

11. (14.) Wenn wir uns aber in das Reich des Ideals erheben, so schwindet die Furcht und alles Peinliche; wir fühlen uns vollkommen frei, weil wir uns unseres höchsten Vermögens bewußt werden, denken können, was über alle Schranken und Unzulänglichkeiten unseres Wesens hinausgeht, des Absolut-Großen, also Göttlichen, in uns (durch die Kraft unserer Vernunft als des Vermögens der Ideen, so klein wir in Wirklichkeit sein mögen), gewiß werden. Wir fühlen uns so Gott verwandt und nahe, finden sein Gesetz in unserer Brust als unser eigenes, setzen ihm keinen Widerstand entgegen, sondern fühlen uns aufs mächtigste angeregt und gedrungen, es zu erfüllen; wollen freudig ihm folgen; es wird zum Gegenstande unserer Neigung, wir erstreben, was wir empfinden und denken. Unfrei bleibt nur, wer sich gegen das Gesetz sträubt; wer ihm nicht widerstrebt, für den verliert es seine schreckende Gewalt.

12. (15.) Wenn wir leiden und leiden sehen, sehen, wie Andere Qualen erdulden müssen, wie selbst die Guten und Besten schlimmstes Schicksal erbarmungslos trifft: da jammern wir, klagen es an und verzweifeln; das ist das Recht, ja die Pflicht („heilig" V. 149) unserer Natur, wenn wir dem Schmerz Raum geben und das Mitgefühl uns überwältigt. [Das Leben kann uns von solchem Schmerz und Jammer nicht entlasten, es hat bei solchem Leid kein Mittel gegen Empörung, Jammer, Verzweiflung an aller göttlichen Gerechtigkeit und Weltordnung.]

13. (16.) Aber im Reiche des Schönen („heitere Regionen" im Gegensatz zu dem trüben Schmerz der 12. Str.) bestürmt uns kein Jammer; da empfinden wir kein Leid, da weinen wir keine Schmerzens-Thränen, nur freudige Rührung ergreift uns über die (göttliche) Kraft menschlichen Geistes, in der wir über alles zu siegen im stande sind. Wie die schönen Regenbogenfarben auf dunklen Wolken sich bilden, wird hier durch Wehmut völlige Freiheit und Heiterkeit des Gemütes erzeugt. [Die Kunst

also hat solches Mittel: sie verwandelt die „furchtbare Stimme der Natur“ nicht allein in Ruhe, sondern der Schmerz wird in Form der tragischen Rührung ihr ein Mittel, die Empfindung mit der beseligenden Gewißheit stärkster geistiger Kraft und einer schönen Ordnung des Weltganzen zu erfüllen.]

14. (17.) Im Dienste des feigen Eurystheus mußte einst Herkules unablässig die schwersten Kämpfe bestehen: mit der lernäischen Schlange ringen, den nemeischen Löwen erwürgen; um den Theseus und Peirithous zu befreien, stieg er sogar lebend in die Unterwelt hinab. Immer neue Arbeiten und Mühen ersann die unversöhnliche Juno listig für den Verhaßten, die er alle ohne Sträuben ausführte, bis sein Lauf beendet war,

15. (18.) bis das Göttliche in ihm sich vom Irdischen auf dem Scheiterhaufen trennte, und er in den Aether aufstieg. In seligem Empfinden schwebte er in dem neuen, ungekannten Elemente empor, und was er auf Erden gelitten, verschwand unter ihm wie ein schweres Traumbild in immer größerer Tiefe. Mit himmlischen Tönen wird er in der Götterversammlung empfangen und Hebe reicht ihm freudig den verjüngenden Trank.

Aufgelöst: Der auf Geheiß der Juno im Dienste des Eurystheus unablässig ringende Herkules ist das Bild des im „Leben“ den Kampf gegen alles Hemmende und Feindliche in Natur wie Schicksal (Juno) unter den schwersten Entsagungen in unermüdeter Aufbietung der höchsten Kraftanstrengung durchführenden Menschen. Die Gewißheit des Sieges gewährt ihm sein Anteil am Göttlichen, der Besitz des Ideals in seiner Brust. Der Himmel, der ihm offen steht, dessen Harmonieen ihn das Leben wie ein schweres Traumbild vergessen machen, ist das ideale Reich des Schönen, die Hebe, die ihm lächelnd den Nektar reicht, die Kunst, welche es vermag, den idealen Gedanken und das ideale Streben in ihm immer zu erneuern und zu stärken.

Die Gliederung ist einfach: Die Exposition, 4 Strophen der letzten Fassung (Unterschied der Götter und Menschen. Wir können jenen ähnlich werden schon auf Erden, wenn wir uns nicht den sinnlichen Begierden ergeben, sondern uns in das Reich des Schönen erheben, in welchem der Mensch sich göttergleich fühlen kann, wie er war, bevor er an den Körper gefesselt ward), leitet zum Thema (im Leben nur Kampf; dort Sieg), welches nach Angabe des Zweckes, Strophe 5 (Erquickung und Stärkung zu diesem Kampfe) in 4 Strophenpaaren (hier Ringen und Streit — dort Friede und Harmonie. Hier wird angespanntester Fleiß und schwere Arbeit erfordert — dort ist alles mühelos und vollendet wie von selbst. Hier empfinden wir unsere Unzulänglichkeit und Schuld aufs peinlichste — dort vergessen wir alle Mangelhaftigkeit, jede Furcht schwindet, wir fühlen uns in Gottes Nähe. Leiden und Schmerz hier — Freude und heitere Ruhe dort) ausgeführt wird und im Vergleich mit dem nach allen Erdenplagen zu den Göttern emporgestiegenen Herakles in den beiden Schlußstrophen ausklingt.

Ursprünglich umfaßte die Exposition nur eine Strophe weniger als die eigentliche Ausführung des Themas, 7. Eine vermittelte den Übergang von Strophe 1 zu 2 (3) durch die Frage: Führt ein Weg zu jenen Höhen, oder müssen wir in der Sinne Schranken immer befangen bleiben? und gab die Antwort: „Die von ihren Gütern nichts berühren, fesselt kein Gesetz der Zeit," welche dann die 2. (3.) Strophe nach Wiederaufnahme der Frage weiter ausführte. Sie wurde schließlich weggelassen, hauptsächlich wohl wegen der von Humboldt getadelten „Strahlenscheibe", wenn auch Schiller letztere durch eine „Betrügerei" verteidigte. Eine Änderung der 2. (3.) Strophe ward nicht nötig, weil der Anfang derselben jene Frage, wenn auch in anderer Satzform wiederholte, der Übergang also trotz der Auslassung einer besonderen Übergangsstrophe nicht zu schroff wurde.

Die beiden anderen später ausgeschiedenen Strophen standen zwischen 3 (4) und 4 (7) und schilderten die Bedingungen, unter denen wir uns „in der Schönheit Schattenreich" erheben können in imperativischer oder konjunktivischer Form: Brechet ab,

zittert nicht, opfert auf, es schwinde, entweiche nicht, wandle, schlafe. In demselben Sinne fuhr die 5. (7.) Strophe fort mit „schwebe . . . „erscheine“: wenn ihr euch emporheben sollt oder wollt, so müssen ideale Menschenbilder euch gezeigt werden, euch vorschweben. Während im Leben des Kampfes Wage schwankt, soll euch dort der Sieg erscheinen, nicht damit ihr nicht mehr zu kämpfen braucht, sondern um euch zum Kampf zu stärken. Wurden jene beiden Strophen mit ihren bedingenden Imperativen und Konjunktiven aufgegeben, so konnte eine solche Form auch in der folgenden 4. (7.), nicht mehr bleiben, sondern mußte zur bloßen Aussage (Indikativ) „schwebet, erscheint“ werden, durch welche nun die Schilderung des Idealreiches fortgesetzt wird [1]).

---

[1]) Die Angriffe Gustav Hauffs in seinen Schillerstudien S. 349 f. gegen die historisch-kritische Ausgabe von Goedeke bei Besprechung dieser Varianten sind also nicht begründet: „Wenn im ersten Drucke schwebe stand, so wußte Schiller, warum er später schwebet dafür setzte; ebenso verhält es sich mit erscheinet, wofür im ersten Druck erscheine stand. Wenn die Varianten auf den Sinn, den Gedankengehalt des Gedichts wirken, so sind kritische Anmerkungen und Betrachtungen angezeigt; diese vermißt man bei Goedeke, der nur die Varianten giebt“. Goedeke macht in der That dergleichen Anmerkungen, aber hier schien eine solche ihm nicht „angezeigt“, da der Grund der Änderung der Konjunktive in Indikative nach dem Fortfall dieser Formen vorher sehr nahe lag, um so näher, je leichter sich die beibehaltene letzte der Strophen mit jenen Anforderungen und Bedingungen der Fortsetzung der Schilderung fügte. So gut, wie Schiller „wußte, warum er später schwebet . . . setzte“, so gut wußte er doch auch, warum er ursprünglich schwebe ꝛc. schrieb. Diese ursprüngliche Fassung zu geben, war die Aufgabe des kritischen Herausgebers.

Bemerkungen im Einzelnen.

V. 1—6. Der Gedanke des Anfangs entspricht, wie Goethes Verse in der Iphigenie III, 1 V. 114 f.:

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebt,

ganz den Anschauungen der Griechen, welche Lehrs in den populären Aufsätzen S. 84—89 (S. Anhang 1.) auseinandersetzt. Seligkeit, nicht Unsterblichkeit ist das hervorstechendste Attribut ihrer Götter (ῥεῖα ζώοντες). — Hölderlin, Schillers Jünger, läßt seinen Hyperion (Werke herausg. v. Schwab I S. 132) dies Schicksalslied singen:

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.
Schicksalslos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrelang ins Ungewisse hinab.

7 f. Unter den Gestalten, die Schiller geschaffen, vergegenwärtigen uns diesen Widerstreit unserer beiden Naturen besonders Max Piccolomini: Wall. Tod III 21, V. 2279: „es erheben Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust“; und die Jungfrau von Orleans. Ihr Seelenfrieden ist zerstört, sobald Neigung zu einem Manne ihr Herz ergreift. — Vergleiche noch Goethe, Faust (I Vor dem Thor XII 39) zu Wagner:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust[1])
Zu den Gefilden hoher Ahnen[2]).
O, giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg zu neuem, buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Wir haben einen solchen „Zaubermantel“, es ist „der Dichtung Schleier, gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit“, das Ideal; unser Gedicht lehrt uns ihn kennen, er trägt uns „in das schöne Wunderland“ (Sehnsucht V. 31 f.) — Wieland, die Wahl des Herkules (1773):

O Göttin! Löse mir
Das Rätsel meines Herzens auf!
Zwo Seelen — zu gewiß fühl' ich's! —
Zwo Seelen kämpfen in meiner Brust.

Und Wieland, Araspes und Panthea (1758), nach Xen. Cyr. V, wo Araspes sagt, er habe zwei Seelen, eine gute und eine böse.

Aus Platons Schilderung der Beschaffenheit unserer Seele im Phädrus Kap. 25 ff. gebe ich im Anhange 2 einige Stellen. Endlich vergleiche Paulus an die Römer 7, 21 ff.: „So finde ich in mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern“.

---

1) Niederdeutsch, es bedeutet Staub und Dunst, hier das erstere.

2) Die Alten waren besser als wir und den Göttern näher, läßt Plato den Sokrates im Philebos (16 c.) sagen.

10. Vermählter Strahl. Dies ist im 15. Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, XV 392 f., geschildert: Der Mensch .. ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz ... ist nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit [Str. 8 (11)], welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei [Str. (6)] und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lohn des Götterstandes, ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriffe der Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in den innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzückt das gottgleiche Weib unsere Liebe[1]); aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit zurück[2]). In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand [Str. 11 (14)]; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte [Str. 6 (9)], keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte [V. 33. 41. 120]. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten[2]), befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe in der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat[3]).

Str. 2. 3. 4. V. 11—40. Von dem „Ausgange aus der materiellen Welt und dem Übergange in die Geisterwelt" spricht Schiller u. a. im 25. Briefe über ästhet. Erz. und erörtert den Vorzug, welchen der ästhetische Genuß als Mittel dazu vor dem des Erkennens hat. „Die Schönheit ist das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideeen, aber... ohne darum die sinnliche Welt verlassen zu müssen, wie bei der Er-

[1]) Archimedes und der Schüler V. 8.

[2]) Das Mädchen aus der Fremde V. 12.

[3]) Zu vergl. ist was Schiller über Anmut und Würde XV S. 216 und in der Anm. über Winckelmanns Auffassung sagt.

kenntnis der Wahrheit geschieht." Der Vorzug liegt also darin, daß uns im Schönen immer Gestalten (Str. 3), Formen (Str. 11) vorgeführt und unsere Empfindungen unmittelbar erregt werden. Diese Formen sind „rein", d. h. in ihnen wird alle menschliche Mangelhaftigkeit und Bedürftigkeit (Str. 4), alles Materielle überwunden, aber sie bewegen sich doch innerhalb der Sinnlichkeit, während beim Erkennen von allem Sinnlichen völlig abstrahiert und unser Gefühl nicht angerufen wird. Es kann zwar das Gefühl auch durch Erkennen, Reflektieren erregt werden, aber erst in zweiter Linie, es kann ihm folgen, jedoch auch wegbleiben, „ohne daß deswegen die Erkenntnis aufhörte und Wahrheit nicht mehr Wahrheit wär" (XV 427). Wo es aber an Gefühl, an Empfindung fehlt, da ist Schönheit überhaupt nicht vorhanden.

Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz.

(Don Carlos IV 21.)

Bei der Schönheit „zerfließt Reflexion völlig mit Gefühl" (XV 428); hier durchdringen sich Übersinnliches und Sinnliches so, daß durch nichts anderes beide Seiten unseres Wesens in gleichem Maße befriedigt werden können; „hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Bedingung der Menschheit ist (XV 430). Es geht beim Genuß des Schönen „eine wirkliche Vereinigung" unserer beiden Naturen vor, und es wird uns daher „die Vereinbarkeit beider, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen", so zwingend bewiesen wie durch keinen andern Beweis, durch unmittelbare Empfindung.

An die Schönheit der Natur denke man. Durch sie ist Wesen und Wirkung des Schönen überhaupt, der Kunst, am leichtesten zu verstehen. Wann ist die Natur am schönsten und wirkt also am sichersten? In der Frühlingspracht, wann sie sich neu belebt[1]), d. h. wenn die „ewige Regel", welche der Schöpfer ihr gegeben, am deutlichsten durch die neue Gestaltung („in immer veränderter Schöne") wahrgenommen wird, wo auch der Blödeste das Walten eines unsichtbaren Gesetzes sieht und von diesem Wunder, von der Offenbarung des Übersinnlichen im Sinnlichen, so tief ergriffen wird, daß er von Gottes Dasein, von Gottes Größe und Güte so fest überzeugt ist wie von seiner eigenen Existenz, eben weil er jene unmittelbar empfindet.

Dieser selbe Vorgang wiederholt sich in der Kunst.

Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

(Sehnsucht.)

Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.

(Glück.)

---

[1]) Danach läßt sich auch der Ausdruck Schillers: „lebende Gestalt" für Schönheit Br. 15, XV S. 389, leichter begreifen.

Wie verschwenderisch auch immer das Schöne durch die ganze Natur ausgegossen und die Empfindungsfähigkeit in alle Menschen gelegt ist (XV 283 f.): so willkommen muß uns doch ein Mittel sein, welches jenes, wo es fehlt, ersetzt, und dieser stets neue Nahrung und Übung und insofern sicherere Ausbildung gewähren kann, als wir in der Natur zu oft von Störendem absehen müssen; denn durch Einflüsse mannigfachster Art wird die Entwickelung ihrer Gebilde einerseits gehemmt und verkümmert, bleibt nur Intention wie Goethe bei Eckermann, II, 40, sagt, andererseits ist in ihr zu vieles vereinzelt, und ein leicht übersehbares, in sich vollendetes Ganze selten, so daß wir manches wegdenken, Vorhandenes absondern, anderes wiederum hinzudenken müssen, damit die Wirkung nicht beeinträchtigt wird. Dieser Absonderung und Verknüpfung überhebt uns die Kunst, indem sie den wirklichen Formen giebt, was ihnen an Vollkommenheit fehlt, sie in reine Formen verwandelt d. h. idealisiert (XV 721). „In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich Eines in in das Andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Anteil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, **das Vermögen abzusondern** und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. . . . Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixierung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unseren Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände **so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.**“ So lautet der Fundamentalsatz aller Ästhetik in Lessings Hamb. Dramaturgie St. 70. Wie Schiller von diesen „hingeworfenen Gedanken“ angeregt worden ist, lehrt u. a. XIV 156f.

17. „Strahlenscheibe ist wohl nicht eigentlich gebraucht. So viel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommene erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt“ (Humboldt an Schiller 21. 8. 95 S. 87). „Strahlenscheibe, statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden: Die Phasen des Mondes und dann seine notwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll, so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht sein? Aber da quälte mich der Reim

zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist" (Schiller an Humboldt 7. 9. 95.)

21 ff. Vergl. den „Antritt des neuen Jahrhunderts":

Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
. . . .
Alle Inseln spürt er (der Britte), alle fernen
Küsten, nur das Paradies nicht auf.

Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume[1])
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang".

23. Vergl. auch „Archimedes und der Schüler" V. 5 ff.:

Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der Weise;
Aber das war sie, mein Sohn, eh sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen,
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.

Ideale Str. 3. (Pygmalion)

24. Schein. Vergl. Brief 26 über die ästhet. Erziehung XV 430 ff. „Das Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündet", ... ist ... „die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele. ... Die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein ist eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur ... Es zeugt von einer äußeren Freiheit; denn so lange die Not gebietet und das Bedürfnis drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an die Wirklichkeit gebunden; erst wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sich ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer inneren Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußeren Stoffe sich durch sich selbst in Be-

---

[1]) Vergl. Genius V. 33 und Über naive und sentimentalische Dichtung XV S. 543: „Nicht in der Welt, die ihn umgiebt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es (das Ideal) an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz."

wegung setzt, und die Energie genug besitzt, die andringende Materie [V. 33] von sich zu halten. Die Realität ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüt, **das sich am Scheine weidet**, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut.

„Es versteht sich von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Scheine die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit scheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft ihn derselben unterzuschieben[1]), was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten heißt alle schöne Kunst verachten, **deren Wesen der Schein ist** ... So lange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins (Auge und Ohr) in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Schein[2]), oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen[3]) und das Sehen für ihn einen selbständigen Wert erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei und der Spieltrieb hat sich entfaltet. Gleich, sowie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb[4]) folgen, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit[5]), die Form von dem Körper [Str. 3 (4)] zu unterscheiden, so ist er auch im stande, sie von ihm abzusondern[5]); denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zu nachahmender Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben . . . .

„Da alles wirkliche Dasein von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigentumsrechtes, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er,

---

[1]) Prolog zu Wallenstein:

Danket ihr's (der Muse), daß sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt:
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

[2]) Die Künstler Str. 9 V. 105—115

[3]) Ebenda Str. 10 V. 121 f.

[4]) Ebenda V. 125 ff.

[5]) Die Künstler Str. 10 V. 129: Von ihrem Wesen abgeschieden ꝛc.

was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte[1]), sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann . . . .

„Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er **die Gestalt von dem Wesen** [Str. 3 (4)] trennt, und je mehr Selbständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht nur das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren, denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Scheine frei zu machen.

„Aber er besitzt dieses souveräne Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich[2]) der Einbildungskraft ꝛc.

„Und soweit er aufrichtig ist[3]) (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur soweit er selbständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt) ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Übrigens ist es gar nicht nötig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sei, wenn nur unser Urteil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt, denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich ebenso gut und noch ein wenig besser als eine ebenso schöne bloß gemalte gefallen; aber in soweit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl[4]); diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Weibliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren."

Brief 27, XV 441 ff.: „Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von Allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet[5]). . . .

---

[1]) Vergl. Lessing, Hamb. Dram. St. 70 S. 349 f, s. oben zu V. 11 ff. und XIV 528.

[2]) S. oben S. 22 und vergl. die Künstler V. 129: von ihrem Wesen abgeschieden.

[3]) S. oben den Prolog zu Wallenstein und: An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, Str. 6 u. 7.

[4]) Archimedes und der Schüler V. 7 f.

[5]) S. oben S. 19 und 25 ff.

.. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt[1]) .. ... dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Notwendigkeit herrscht und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nötigung waltet und die Form noch nicht anfängt ... Der Notwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die **willige** Natur durch edleres Zutrauen ehren." [Str. 11 (14)].

26. In den Künstlern V. 171 ff. spricht Schiller von „Freuden,

Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden."

Vergl. auch: die Schaubühne als eine moral. Anstalt betrachtet XV S. 242: „die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung."

27. neunfach. Styx, (die müßte man sagen, sie ist die Tochter des Okeanos und der Tethys) ein Arm des Okeanos, der unter der Erde fließt (Il. XV 37) und dann die Unterwelt neunmal umströmt (Il. II 751. VIII 369. XVII 271. Verg. Georg. IV 480 Aen. VI 439).

30. ewig. Demeter will nicht eher die Früchte der Erde wieder geben, als bis sie ihr Kind wiedergesehen. Zeus muß auf ihre Versöhnung denken. Ein Vertrag zwischen ihr und Pluto kommt zu stande. Aber Persephone aß noch in der Unterwelt von der Granate und blieb so an jene als Gattin des Pluto (Aïdoneus) gebunden. Doch muß die Unterwelt sie wenigstens für einen Teil des Jahres, nach dem hom. Hymnus auf Ceres $\frac{2}{3}$, nach der römischen Überlieferung die Hälfte desselben, ans Licht und in die heitere Umgebung der Olympier entlassen (Preller gr. Myth. I 628). Für Schiller ist sie wie hier auch in der Klage der Ceres (1796) nur die Gattin des Pluto und für immer an die Unterwelt gefesselt.

Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan.

Doch eine Sprache haben wenigstens die ewig Hohen ihnen gegönnt, in sofern ist sie nicht ganz von ihrer Mutter getrennt. Die Blumen, in deren Pflege sich des Styx und des Aethers Macht teilen, sind der Mutter teure Boten, süße Stimmen vom Cocyt,

Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn;

zarte Liebespfänder, wie sie in dem Gedichte „die Blumen" heißen. Diese aufsprießenden Pfänder will die Mutter mit dem reinsten Tau netzen und mit

---

[1]) S. oben S. 31.

der Iris schönstem Licht malen, auf daß jede zarte Brust in ihrem heiteren Glanze im Lenz lese der Mutter Lust, bei ihrem Verwelken im Herbst ihren Schmerz.

Wie Goethe also (Prometheus, Ganymed, Iphigenie) verwertet Schiller manches aus der griechischen Mythologie, die nach jenes Ausdruck (22 S. 182) „einen unerschöpflichen Reichtum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet", in seiner Weise es umbildend. Beiden voran geht darin Herder; Schiller wenigstens hat dies Verfahren des deutenden Anknüpfens an den griechischen Mythus von ihm gelernt (Haym, Herder II S. 326). Man vergl. Herders Abh. Nemesis und Schillers Anmut und Würde. Brief an Körner I 126 (8. 8. 1787).

30. Des Orkus Pflicht. Pflicht gegen den Orkus. Vergl. die Künstler Str. 20 V. 282 in seiner Schönheit Pflichten d. h. Gesetzen, deren Befolgung ihm die Schönheit zu seinen Pflichten macht. Der Schluß der (2.) und (3.) Strophe V. 20 und 30 standen in schroffem Gegensatz: fesselt kein Gesetz der Zeit: bindet ewig sie des Orkus Pflicht.

31. eignet fiel Humboldt auf, schien ihm aber „eine sehr zweckmäßige Spracherweiterung." Schiller (S. 121): „Eignet, auf diese Art gebraucht, hat Lessings Autorität für sich. Im Nathan [III 1.] sagt er: Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet."

32. Ähnlich in den Kranichen des Ibykus: furchtbare Macht, . . die . . des Schicksals dunkeln Knäuel flicht.

33. Im ästhetischen Zustande „fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren" (XV 411).

36. Gestalt. Vergl. S. 20ff.

37. Der Ausdruck ähnlich in den Idealen Str. 6 V. 47 f:

Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn (den Jüngling) der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

und in den Sängern der Vorwelt V. 4: Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds.

38. Oder wie es in der Macht des Gesanges V. 36 heißt: ihm darf nichts Irdisches sich nahn.

39. Jungfrau von Orleans Prol. V. 71: . . „Das Dach der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen." Der Antritt des neuen Jahrh. V. 33 f: „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang." Wall. Tod II 6: Eng ist das Leben. Goethe, Faust I Hexenküche (XII 76):

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen;
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

40. Schattenreich. Vergl. S. 20f. und füge hinzu: An Goethe, als er den Mahomet von V. auf die Bühne brachte:

. . leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole (εἴδωλα) kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen.

— Dazu: Klage der Ceres Str. 3:

Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein. —

Ferner: Künstler Str. 23, V. 340: „Der Dichtung muntre Schattenwelt."

45 f. Die idealische Freiheit V. 1 f.:

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.

56. Schulden sterblicher Natur. Alles was er seiner sterblichen Natur schuldet, alle Pflichten (V. 54) gegen dieselbe.

57. Vergl. dazu die Künstler Str. 9 V. 108 ff. u. Str. 14 V. 187:

Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
. . . .
Durch der Begierde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden
. . . .
Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
Das königliche Angesicht.

Ferner Brief 25 über d. Erz. d. M. (XV S. 426): „Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie **denkt**. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu sein, muß es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form giebt, und so lange er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich ... Nur wo die Masse schwer und **gestaltlos** herrscht und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. Sowie er anfängt seine Selbständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit **richtet er sich auf** gegen seine Götter".

61 u. 64f. Bei Vergil Aen. VI 745 wird von den Schatten im Elysium gesagt:

Donec longa dies, perfecto temporis orbe,
Concretam exemit labem purumque reliquit
Aetherium sensum atque aurai simplicis ignem.
„Denen die Länge der Zeit nach ganz vollendetem Umlauf

Wegnahm jegliches Erdenmal und gereinigt zurückließ
Aethergeborenen Sinn und einfach lauteren Lichtstoff".

62 f. Die Künstler, Str. 21, V. 292 f.:

Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.

63. Der Menschheit Götterbild. Das Eleusische Fest, Str. 65:

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Das Mädchen von Orleans V. 1: Das edle Bild der Menschheit. —

64. Schweigende Phantome. Vergl. dazu die Künstler V. 130 und „die leisen Schatten" in der Klage der Ceres Str. 5, und aus dem Tanz V. 3: Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?

67 f. Künstler Str. 6. — Bei Vergil Aen. VI 734 heißen die Seelen clausae tenebris et carcere caeco. Plato sagt im Kratylus 400 B *σῆμά τινές φασιν αὐτὸ (τὸ σῶμα) εἶναι τῆς ψυχῆς, ὡς τεθαμμένης ἐν τῷ νῦν παρόντι* (der Leib sei eine Gruft der Seele, insofern sie gegenwärtig in ihm begraben sei). Und das Wort *σῶμα* wird dort = Gewahrsam (*σώζομαι*) erklärt. Im Phaedon 62 B heißt es *ἔν τινι φρουρᾷ* (Gefängnis) *ἐσμεν*.

70. Ähnlich wie im Ideal erscheint der Sieg in der Frau. Statt vieler sei hier nur an zwei Stellen erinnert:

Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
(Das weibliche Ideal.)

Und: Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt das Weib zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertötend bezwingt.
(Würde der Frauen.)

Aus dem erstgenannten Gedichte gehört zu dem unserigen (V. 12. 13) noch der Schluß:

Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

71. Hinter entstricken würde ein Kolon den Gegensatz besser als ein Komma andeuten, aber Schiller liebt diese Interpunktion nicht wie Lessing.

72. Siehe Einl. S. 28. Die bezüglichen Stellen des 22. Briefes über ästh. Erz. lauten: „das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreis des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers, gehen". (XV 414). „Haben wir uns dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade

Meister . . . diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll (XV 412).

74. Vergl. die Geschlechter v. 14: Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.

Ruhten = ruhen würden; selbst wenn ihr nicht kämpfen wolltet.

79. In der Schönheit ist das Ziel erreicht (erflogen), von dort her winkt es euch.

Vergl. Sehnsucht:

Dort erblick' ich schöne Hügel
Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Das Ideal trägt uns dorthin, leiht uns diese Flügel (oben V. 37). — Das Gegenbild in den Künstlern Str. 27 V. 406 ff.:

Wenn er (der Denker) auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich in mildem Abendschein
Das malerische Thal auf einmal zeiget.

81 ff. Vergl. die Weltweisen:

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht.

Würde der Frauen:

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.

Tugend des Weibes:

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.

Das Spiel des Lebens:

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Wallensteins Tod II 2:

. . . . hart im Raume stoßen sich die Sachen
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.

Zu V. 88: Goethe, Faust Vorspiel 170:

Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winkt.

Zu V. 89: Schlußstrophe von Wallensteins Lager, bei einer späteren Aufführung hinzugefügt:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet;
Und bleibet nur wacker zusammengefüget,
Ihr zwinget das Glück und regieret.

Dagegen das Glück V. 11: Aber nicht erzwingt er das Glück u. s. w.

91. Der . . . sich ergossen. Einen Relativsatz dem Substantivum, wie hier dem Fluß, voran zu setzen liebt Schiller: die Größe der Welt: die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug, durch die schwebende Welt flieg' ich. — Die Künstler Str. 5 V. 54—59: Die, eine Glorie von Orionen ums Angesicht, . . . die furchtbar herrliche Urania. — Götter Griechenlands Str. 14. Kraniche des Ibykus:

Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen! (so ist zu interpungieren)
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;

95 f. Die Künstler Str. 23: V. 336 f.

Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld,
So schimmert auf dem dürftgen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.

An die Freunde:

Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Über Matthißons Gedichte g. E. (XIV 563), wo Schiller von M. sagt, er sei ein Jünger der wahren Schönheit, denn eine geläuterte, heitre Menschlichkeit beseele seine Dichtungen und „rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes."

98. „Wenn sich der Geist in der von ihm abhängigen sinnlichen Natur auf eine solche Art äußert, daß sie seinen Willen aufs treuste ausrichtet und seine Empfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie als an Erscheinungen macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmut nennt (XV 194) . . . Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen oder wie eine grobe Hülle abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geistesnatur eine sinnliche beigesellt.

Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den meisten Äußerungen seines göttlichen Teiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. **Der blos unterworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden."** (XV 200) . . . „**Zu ihr** [zur Anmut, wie sie im Ideal sich uns zeigt] **wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüts löst sich auf an ihrem friedeatmenden Busen"** (XV 220). Wie das Ideal, so wieder die Frauen (Würde der Frauen), sie

Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Zu V. 98 vergleiche noch XV 441: „So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem entwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde [ausgeführt in dem nun schon so oft citierten Gedichte Würde der Frauen, welches gleichfalls wie unser Gedicht im August 1795 entstand], alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen."

V. 101 ff. Ein schönes Beispiel zu dieser Strophe ist Schillers eigene Arbeit am Wallenstein. Die Hauptstellen stehen in den Briefen an Körner vom 4. September 1794 (vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht); an Goethe vom 18. März 1796 (Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüt doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit . . . Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne klaren und bestimmten Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee); an Humboldt v. 21. März 1796 (Die Aufgabe wird dadurch schwerer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nötig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat W. den Erfolg gegen sich, und nun fordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im

einzelnen nie groß und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie erheben und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange); an Goethe vom 12. November 1796 (. . ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können); an denselben vom 18. November (das sehe ich nun ein, daß der W. mir den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten kann, weil ich den widerspenstigsten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen kann); an Goethe vom 28. November (Mit dem W. geht es zwar jetzt noch sehr langsam, weil ich noch immer das meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen ist, aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen und in die Form habe ich manchen hellen bestimmten Blick gethan (V. 116); an Körner vom 28. November 1796 (. . . noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da); an Goethe vom 8. Dezember 1797 (Gewöhnlich muß ich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen); vom 5. Januar 1798. vom 9. November 1798. — Und Goethe? Seine Iphigenie besitzen wir in vierfacher Gestalt und doch, stehe nicht auf dem Papier, was er gesollt, man könne nur erraten, was er gewollt, meinte Goethe und nannte sie sein „Schmerzenskind"; bei der Umarbeitung des Tasso schrieb er 1. Februar 1788 aus Rom das herrliche Wort: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!" Mit wie viel Recht ihr auch immer Schiller als den „Glücklichen" preist, dem „das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt", und wie wahr desselben Wort ist: „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zulassen", wer hat trotzdem mehr gearbeitet als Goethe, wo gesellte sich zum „Glück" größeres Verdienst? Auf seinem Leichensteine sollte stehen, daß er ein Kämpfer gewesen, und darum fand er so treffend die Charakterisierung eines Diplomaten, der seine Bekanntschaft gewünscht hatte. „Nachdem er mich," erzählt er, „bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen hatte, sagte er zu seinem Freunde: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken: der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer gerader Deutscher hätte gesagt: das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen." —

„Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. (V. 107 f.) Selbst der Künstler und Dichter, obwohl beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und

nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergetzen" (XV 460).

. . In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Daß, wie in diesem Spruche des Konfucius, V. 108 die Wahrheit vorkommt, nötigt nicht die Strophe auch auf die Wissenschaft auszudehnen, wiewohl das Wort ja natürlich auch von ihr gilt; ebenso gut aber auch noch von vielem Anderen: von der Kunst, vom Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit, von der Wahrheit, die als Schönheit vor uns steht und empfunden wird. Ich meine, wir haben uns nach dem ganzen Zusammenhange auch hier zu beschränken, und dringen bei solcher Beschränkung tiefer in den Gedanken ein, so wie wir bei Str. 11 (14) uns durch den „Willen" nicht verleiten lassen dürfen, Religion und Philosophie, Glaube und Sittlichkeit mit der Kunst zu vermischen. Nur um den Willen, so weit er durch das Ideal für das göttliche gewonnen wird, handelt es sich auch dort.

104 f. „Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe (V. 57. 59), Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein". (Schiller an Humboldt S. 121).

107. bleichet. Die Künstler V. 87: bleicht kein Geschick.

V. 111 ff. „Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden [dem Medium, dem Stoffe] hervorscheinen und trotz allen Fesseln der Sprache [oder sonstigen Stoffes] in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen" (XV 722. Vergl. S. 717 ff.). „Schönheit nehmen wir überall da wahr, wo die Masse von der Form . . völlig beherrscht wird . . . Ein Vogel im Fluge ist die glücklichste Darstellung des durch die Form bezwungenen Stoffes, der durch die Kraft überwundenen Schwere . . . die Fähigkeit, über die Schwere zu siegen, wird oft zum Symbol der Freiheit gebraucht. Wir drücken die Freiheit der Phantasie aus, indem wir ihr Flügel geben; wir lassen Psyche mit Schmetterlingsflügeln sich über das Irdische erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Fesseln des Stoffs bezeichnen wollen (XV 704).

114 f. Das Glück V. 59 ff.:

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
. . . .
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her, steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Dazu vergl. Goethe bei Eckermann III⁶ 162ff.: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen uad zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte. Sodann aber giebt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerks ausmacht. So kam Shakspearen der erste Gedanke zu seinem Hamlet, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist, wie den seinigen voraussetzte. Die spätere Ausführung der einzelnen Scenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm beliebte".

Auch erzählt Goethe z. B., wie ein solches Bild vor seinem entzückten Blick stand, als er nach Bologna fuhr und über ein Drama Iphigenie in Delphi sann: „Es giebt im fünften Akte eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind". Ebenso dürfen wir hier an ein Bild erinnern, das Schillers Blick entzückte wie kein zweites, seine Idylle, die Vermählung des Herkules; freilich war es nur ein „ganz schwankendes" (S. 232 des Briefw. mit Humboldt) und noch ohne „des Sieges hohe Sicherheit".

Das schönste Beispiel aber für unsere Strophe liefert Winckelmanns Beschreibung des Apollo von Belvedere, die ich daher in den Anhang aufgenommen habe. Sie erinnert an unsere Strophe einigemal sogar im Wortlaut. Zugleich lehrt sie, daß der Beschauer von dem Bilde so entzückt sein kann, wie der Künstler selbst, „vor dessen Aug allein sie (die Schönheit) hüllenlos erscheint" (Künstler V. 97).

Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein!

Str. 10 (13). „Die Majestät (V. 140) hält uns ein Gesetz vor, das uns nötigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gotte zu Boden, vergessen alles außer uns [Gegensatz zu Str. (5) V. 49 f.!!] und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres Daseins" (XV 220). Das ist der vollkommenste Gegensatz zur Wirkung der Kunst, des Idealen. Vergl. damit namentlich auch die Stelle aus Goethe oben S. 29 f. — Zum Ausdruck V. 123 vergl. Genius V. 17: „Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt", und XV 423: „Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann u. s. w."

V. 127. Dies Ziel kann niemand erfliegen: vollkommen makel- und schuldlos in seinem Wandel zu werden; diese hohe Forderung erfüllt kein Mensch durch seine Thaten. Aber in den Gebilden der Schönheit wird dies Ziel erreicht (V. 80) und kann von uns in diesen Idealen, wie sie uns von der Schönheit Hügel herabwinken (V. 79), geschaut werden; die Freude an ihnen erquickt und stärkt uns (Str. 5), benimmt uns alle Furcht (Str. 11).

128 ff. Ähnlich „Sehnsucht":

Doch mir wehrt des Stromes Toben
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.
Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.

„Die Führer des Lebens":

der eine . . . . begleitet . . bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich . . . . der andere,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.

Str. 11 (14). Humboldt (S. 86) zweifelte, „ob in dieser Strophe das Gebiet der Schönheit, das ästhetische Reich, bestimmt genug angedeutet ist? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken" nicht ein wenig zu allgemein sei? Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer als folgender sein: der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und, was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird: so hört jener Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert teils der Geist des ganzen Gedichtes, teils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w." den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständnis zu verfallen; aber, und dies sollte doch sein, er wird nicht genötigt, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken,

was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen“ nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Str. 10, 12, 16), die Schönheit entweder selbst genannt, oder doch ganz bestimmt bezeichnet“. Schiller (S. 120 des Briefw.) erwiderte: „Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei andern Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es: Aber laßt die Wirklichkeit zurücke u. s. w. Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Nur däucht mich, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Ästhetische, als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff rein und jenes durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet“.

Daß auch in dieser Strophe von der Wirkung des vorgestellten Ideals die Rede sein muß, fordert der Zusammenhang des ganzen Gedichtes gebieterisch, es gebräche ihm sonst an Einheit. Sodann: daß in derselben nicht gesagt werden soll: Ihr könnt moralisch rein werden, verlangt das Verhältnis zur 10. (13.) Strophe ebenso gebieterisch, die 11. (14.) lieferte dann nicht, wie die übrigen 3, den Gegensatz des Ideals zum Leben, sondern höbe sie einfach auf: das Gesetz würde dann erfüllt, das Ziel erflogen. Dies einzusehen, mutet doch keinem Leser zu viel zu. Nun kann ja aber der Ausdruck für das, was hier zweifellos gesagt werden soll, mangelhaft sein. Wird er durch die Bezeichnung „Freiheit der Gedanken“ für das Reich des Ideals in der That „etwas zweideutig“? Daß Freiheit das charakteristische Merkmal des Schönen ist, daß es frei erscheinen muß, um uns mit dem Gefühl völliger Freiheit von allen unsern Schranken zu erfüllen — dies zu fassen braucht man Schillers Definition: Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung, dargestellte Freiheit u. s. w. nicht zu kennen. Das Gedicht hat dafür hinlänglich gesorgt. Strophe 3 (4) und der Anfang von 4 (7) macht uns dies so gewiß, wie es keine Definition klarer machen kann.

Ist etwa auch der oben S. 49 schon angeführte Vers:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume

„etwas zweideutig“? Der Umfang des Begriffes Freiheit ist nicht weniger willkürlich darin behandelt, als in dem unsrigen. Aber „der Gedanken“? Das überschreitet doch die Grenzlinie noch viel weiter! Auf diesen Einwurf ist zu wiederholen, daß der Dichter nie aus Bangigkeit vor Irrtum seine Begriffe an das Kreuz der Logik schlägt, sowenig wie seine Worte an das der Grammatik (XV 481). Einen wie verschiedenen Umfang hat z. B. das „Herz“! Ferner: Wenn Schiller, ohne daß je Anstoß daran genommen ist, die Poesie in der Huldigung der Künste von sich sagen lassen konnte:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.

u. s. w., dann durfte er hier, wo er von der erhebenden und befreienden Vorstellung eines Ideals überhaupt im Gegensatz gegen die Unzulänglichkeit unserer Thaten redet, doch des Ausdrucks um so eher sich bedienen. In der ersten Fassung der Ideale V. 20 heißt es:

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist;
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.

Merkwürdig übrigens: es gab eine Zeit in der Entwickelung unserer Sprache, in welcher „Gedanken" = „Bilder" waren, also nur dichterisches Denken bezeichneten. Ein Vokabularium des 15. Jahrh. erklärt fantasia mit gedenk in dem heupt. In „Denkbild" bei Herder ist beides geeint. Noch Bodmer gebraucht Gedanke und Bild gleich, selbst in philosophischer Schulsprache. Letztere wollte anfangs dem unbildlichen, abstrakten Denken die Bezeichnung „Gedanke" durchaus versagen, sie nur dem Denken in Bildern vorbehalten. Eine bezügliche Stelle, die Grimm anführt (Wb. IV. I 1 Sp. 1949), ist für unser Gedicht überhaupt höchst interessant: swenne der mensch ist an gedanken, sô ist sîn herz wîtweidenic (weit hinaus weidend und schweifend); swenne er aber trahtet, sô bedenket er etwas der wârheit . . . Der gedanc ist ân arbeit und ân fruht, diu trahtunge ist mit arbeit und mit fruht, d. h. Gedanc ist müheloses „Leben und Weben in dem Bildervorrat der Seele, im Herzen vorgehend, das dabei frei und weit schweift wie ein Weidmann oder Wild in der Aue oder wie Augenweide in schöner Landschaft; das „Reflektieren" dagegen, das Denken in Begriffen, heißt trahten (vergl. tichten und trachten), wird jedoch oben erklärt mit bedenken, das hier in seiner eigentlichen Bedeutung klar wird: mit den Gedanken ergreifen und bearbeiten, um die Bilder ins Bildlose, Abstrakte hinüberzuführen" (Grimm). — Irdische Gedanken und geistliche Betrachtungen waren Gegensätze. Es kam dann eine Zeit, in der umgekehrt der „Gedanke" zur völligen „Abstraktion" wurde, bis Klopstock das alte Denken (er denkt das Vaterland, den Freund u. s. w.) erneuerte, und Herder besonders für den „lebendigen Gedanken", den man wieder „sah", „fühlte", „empfand", und gegen den todten, abstrakten kämpfte, zunächst für die Rede des Dichters und die Erziehung (Grimm a. a. O. Sp. 1950).

Zur „Freiheit der Gedanken" im Gedicht zurückzukehren, so liegt der Anlaß zu einem Mißverständnis m. E. nicht in diesem Ausdruck, sondern viel eher im 135. Verse: Nehmt die Gottheit auf in euren Willen. Unklarheit kann hier leicht entstehen, weil eine andere Forderung oder Bedingung

(„Nehmt" ist wohl mehr bedingend als befehlend) auch der Religionslehrer und der Philosoph nicht stellen.

Dein Wille geschehe! Diese Bitte erklärt Luther in einer seiner schönsten Schriften, Auslegung deutsch des Vaterunser[1]), also: Da ist allererst ein guter Wille, da kein Wille ist. Denn wo kein Wille ist, da ist allein Gottes Will, der allerbeste . . . So spricht man: Ei, hat uns doch Gott einen freien Willen gegeben! Antwort ich: Ja freilich hat er dir einen freien Willen gegeben; worumb willt du ihn dann machen zu einem eigen Willen und läßt ihn nit frei bleiben? . . . Ein freier Will ist, der nichts eignes will, sondern allein Gottes Willen schauet, dadurch er dann auch frei beleibt, nindern [nirgend] anhangt oder anklebt."

Ähnlich sagte Goethe in der obigen Stelle aus der Elegie von dem Frommen: es wogt in seinem Busen ein Streben, sich Gott freiwillig hinzugeben, ganz entsprechend unserem Verse; wie verschieden aber trotzdem Frömmigkeit, Glaube von dem ist, was ähnlich wirkt, ist in der Einleitung auseinandergesetzt. (Vergl. noch L. Wiese, Über das Verhältnis der Kunst zur Religion S. 18). Nicht nur

Wer es glaubt, dem ist das Heilge nah,

sondern auch wer es im Ideale nachempfindet und durch dasselbe zu ihm emporgezogen wird.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl

heißt es ja auch so höchst bezeichnend in dem Gedichte (Thekla) weiter. Da sind ja die beiden Seiten unseres Gefühls ausdrücklich genannt und geschieden. Und wenn Schiller „das eigene Ideal" so bezeichnet:

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst,

so ist dies eben auf zweierlei Weise möglich, im Glauben und im Nachempfinden eines Ideals, das in Gott aufgeht, ihm

„Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet"

darbringt, wie Iphigenie (II, 2 V. 219), Gott uns offenbart.

Bei Kants „Grundgesetz der praktischen Vernunft," dem s. g. kategorischen Imperative: „handle so, daß die Maxime [das subjektive Prinzip] deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne," so nahe es gleichfalls unserm 135. Verse steht, kommt es doch eben auf Gesetzeserfüllung an, nicht auf Gewinnung desselben durch Empfindung, ohne daß man sich erst bei dem Gesetz zu orientieren braucht (XV, 202). „Der ästhetische Sinn regiert den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze" (X, 562). Dies wird nur durch Vorstellung von Idealen bewirkt, „durch einen freien Effekt unserer produktiven Einbildungs-

[1]) Auswahl aus Luthers Schriften S. 9.

kraft," wie Schiller in seiner Definition der Poesie (XIV, 549) sagt. Und zwar nicht nur so, daß wir von andern dargestellte Ideale nachempfinden, sondern wir stellen uns auch unsere Ideale selbst vor, bilden sie uns, wie wir höchst bezeichnend sagen, denn wie der Künstler verfahren wir dabei stets, so wenig Gestaltungskraft wir auch haben und so viel besser wir auch durch die fremde Hand bedient werden mögen. Der Künstler „sondert ab" (S. zu V. 11 und XIV, 528), gestaltet, verwandelt Erscheinungen in reine Formen, idealisiert (!): ein jeglicher, der seinen Helden wählet,

Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet,

thut gleiches, wo er seine Ideale dem Leben der Vergangenheit oder der Gegenwart entnimmt. Wo jene nicht frei von Erdenmalen sind, nicht in Vollendung strahlen, wo menschliche Bedürftigkeit das Licht ihrer Gestalt verdunkelt, wo sie nicht von allen Pflichten, allen Schulden sterblicher Natur losgesprochen sind — da „sondert auch er ab." Wenn also von Idealen die Rede ist, befinden wir uns immer im Reiche der Kunst. Zu den höchsten Ideen, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, führt auch die Philosophie: diese uns in Gestalten zu veranschaulichen und dadurch unmittelbar auf unsere Empfindung zu wirken, das vermag nur die Kunst. —

Ein schöneres Beispiel zu unserer 11. Strophe kann nicht gefunden werden als Iphigenie. Durch kein anderes Idealbild irgend einer Kunst oder Zeit werden wir die Gottheit in unser Empfinden und Wollen so sicher aufnehmen als durch sie. Für unser Handeln aber ist das leider nicht entscheidend. Nach der Aufführung der Iphigenie, die eine großartige und unvergleichliche Wirkung gethan, schrieb Goethe so treffend und lehrreich für unsere Erklärung: „an dem Empfindungs- und Erkennungsvermögen der Menschen zu zweifeln, thue man sehr unrecht, da könne man ihnen viel zutrauen, nur müsse man nicht auf ihre Handlungen hoffen." Die Jungfrau von Orleans, Leonore von Este und alle die „schönen Seelen" (XV, 203), welche sich in „erhabene" (XV, 209. 281 f.) verwandeln, sind weitere Beispiele. Ferner würden Idyllen von der Art, wie sie Schiller charakterisiert — Ruhe, „von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet . . . **weil aller Widerstand hinwegfiele**" (V. 139!! und dazu oben S. 19) wäre der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart (XV, 527) — solche liefern. Er beabsichtigte selbst eine derartige „Idylle" zu schreiben, da „fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört." So schrieb er an Humboldt am 30. November 1795: „Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an, das Ideal der Schönheit objektiv zu individualisieren und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden . . . . In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der

Schatten enthält dazu nur die Regeln, ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht.

Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Über diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Übertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphiert zu haben. Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie sein und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das direkte Gegenteil davon wäre, die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit. Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satire, was das Produkt quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) sein würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisieren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe — bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifele nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann." — Endlich sei noch darauf hingewiesen, wie in den Künstlern auch unsere Strophe schon im Keime enthalten ist:

Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten
Er liebte seinen Widerschein,
Und herrliche Heroen brannten
Dem großen Wesen gleich zu sein.

137 f. Die Künstler, Str. 7 V. 82 f.:

Das Herz, das sie (die Kunst) an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit[1])

Der Genius V. 47:

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilts.

Die Triebfedern:

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer am rosigen Band.

142 hieß urspr.: Wenn dort Priams Sohn. Humboldt machte nachträglich (30. 10. 95 S. 188) Schillern darauf aufmerksam, daß Laokoon kein Sohn des Priamus, sondern „entweder des Antenor oder des Acoetes oder des Kapys" sei. Daher änderte Schiller im Druckfehlerverzeichnis der Horen „Laokoon".

144 f. Goethe, Tasso V, 5, 242 ff.

152. Reine Formen auch in den Künstlern Str. 27 V. 426.

153. Die Macht des Gesanges:

Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

164. „Umarmt' den Leuen ist absichtlich, man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen". Schiller im Briefw. mit Humboldt (S. 121), der übrigens (S. 87) nur die Elision des e getadelt hatte.

165. Die Freunde. Peirithoos wollte die Persephone dem Pluton entführen. Theseus beteiligte sich an dem Abenteuer. Als Herakles, um den Kerberos heraufzuholen, in den Hades gestiegen, fand er nahe bei den Pforten desselben die beiden tollkühnen Freunde an einem Felsen sitzend. Sie waren festgewachsen und streckten ihre Hände flehentlich ihm entgegen. Den Theseus loszumachen gelang ihm und darum wurde er in Attika so hoch verehrt; als er es beim Peirithoos versuchte, erbebte die Erde. (Preller gr. Mythol. II 223).

166. Todtenschiffers Kahn. (Im diktierten Manuskr. Höllenschiffers) Gedruckt war zuerst: Acherontschen Kahn. Humboldt (S. 87) tadelte die Elision des i hier und an anderen Stellen. Schiller antwortet (S. 121): die Elisionen des i in willige, acherontische ꝛc. sind freilich fatal, aber da sich alle Reimer von Anbeginn derselben bedienen, so erlaubte ich mir es auch! In der Ausgabe von 1800 änderte er „Acherontschen" in des Todtenschiffers. In dem Gedichte an Goethe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte, steht es aber noch ebenso:

Und er ist gleich dem acherontschen Kahn.

Str. 15. Dithyrambe:

Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter, was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude sie wohnt nur in Jupiters Saale,
O füllet mir Nektar, o reicht mir die Schale!

[1]) Dies ist am besten zu erklären durch Don Karlos I, 2 „knechtische Erziehung" und Würde der Frauen: „Stolz verschmäht er das Geleite Leise warnender Natur".

Zeus zu Herkules:

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft wars, die dir den Nektar errang.

Aber „das Glück“:

Alles Höchste es kommt frei von den Göttern herab
. . Die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen u. s. w.

176. Ein Gegenstück dazu in Byrons Beschreibung der Sintflut (IV, 186 übers. v. Gildemeister) in „Himmel und Erde“:

„von der Flut zerpflückt,
Die steigt und steigt und steigt“.

Jungfrau von Orleans, Schluß:

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf. — Die Erde flieht zurück. —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

179 f. Vergl. XIV, 522: „Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich-blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.“

Schlußbemerkung.

Ähnlich wie V. 22 unseres Gedichtes heißt es im „Liede an die Freude“ Str. 6:

„Schön ists ihnen (den Göttern) gleich zu sein“.

Grund und Möglichkeit aber sind dort andere als hier. Es ist das: „Ihnen (den höheren Wesen, die wir ahnen) gleiche der Mensch!“[1]) aus Goethes Gedicht „das Göttliche“.

So wenig nämlich Schiller alle Pfade, die zur Unendlichkeit, zum Gefühl des Freiseins von allen Erdenmalen führen, in unserem Gedichte gewiesen hat und weisen wollte, ebensowenig ist der Gedanke, daß wir den Göttern schon auf Erden gleichen können, erschöpft. Das ist kein Mangel des Gedichts. Alles Lyrische ist einseitig. Was Goethe von seinem „Charakter und seiner Denkweise“ im 15. Buche von Dichtung und Wahrheit (22 S. 181) agt, daß „eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß“, muß bei jedem echten Lyriker in ähnlichem Maße der Fall sein. Wir können den Göttern

[1]) Der Vers ist später weggelassen, er stand ursprünglich hinter dem 9.

noch in anderer Hinsicht gleichen als hier dargestellt ist. In jener 6. Strophe des Liedes an die Freude berührt Schiller die andere Seite des Gedankens:

Gram und Armut soll sich melden
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn,

und eingeschlossen liegt er allerdings auch in der „heiligen Sympathie“ V. 149 unseres Gedichtes, denn in jedem wahren Mitgefühl und ächten Mitleid liegt die Bewegkraft zu hilfreicher That; ausgeführt hat ihn Goethe im „Göttlichen“ und ihn uns dort am schönsten „vorgefühlt“. Auf die Frage: Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen? antwortet er da:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut.
. . . .
Sei uns ein Vorbild[1])
Jener geahneten Wesen!

Thue im kleinen, was jene im großen thun. Damit schließt sich der Kreis dieser Idee. In Goethes Tasso finden **beide** schönen Ausdruck:

Wir können unser sein und stundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen. (I, 1 V. 22 f.)

Das Gemüt strebt

Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wiederherzustellen. (II, 1 V. 227 f.)
Die goldne Zeit wohin ist sie entflohn! (V. 231)
Die goldne Zeit ist wohl vorbei.
Allein die **Guten bringen sie zurück**. (V. 248.)

Sie war

Wie sie uns immer wieder werden kann,
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und teilen **den Genuß der schönen Welt**. (V. 254—57.)

Nachtrag zu Seite 35 Zeile 18:

Denn er ist trotz aller irdischen Begier und Selbstsucht einer, dessen „Auge sieht (Piccol. II, 6)

Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln.“

---

1) Vorbilden heißt „in einem Bilde im voraus darstellen.“ Davon obiges „Vorbild“.

Anhang.

1. Aus Lehrs Abhandlung über die Horen.

(Populäre Aufsätze. 2. Aufl. Leipzig 1872. S. 84—89.)

Wer den Eindruck der allempfundenen Gemütlichkeit, welche die homerischen Dichtungen gewähren, in seinen Gründen darstellen will, muß vor allem dahin weisen, daß als hervorstechendes Attribut seiner Götter, in dem sich gleichsam alle übrigen vereinen, ihm vorschwebt — nicht ihre Vorzüge, nicht ihre Allmacht, sondern ihr Glück, und zwar ein Glück in dessen Empfindung sie leben, d. h. ihre Seligkeit. Nägelsbach findet [in seiner homerischen Theologie] . . falsch als den entscheidenden Punkt, wodurch sich die Götter von den Menschen unterscheiden, heraus, daß sie unsterblich sind. Warum sind sie denn aber unsterblich? Wahrlich nicht aus spekulativen Gründen: so wenig, daß sie in der Theorie wirklich nicht unsterblich sind, ja nicht einmal durchweg in der Ausführung des Mythus. Einige Mythen erzählen doch von gestorbenen Göttern[1]); es ist auch wohl dafür gesorgt, daß sie wieder aufleben[2]). Und wie ist es mit Chiron, „einem

---

Die Bemerkungen sind von mir hinzugefügt.

[1]) Vom Tode des Zeus erzählte man auf Kreta und zeigte dort sein Grab wie das des Dionysos Zagreus — Sohn des Zeus und der Demeter oder der Persephone oder des ebenso genannten Gottes der Unterwelt — in Delphi neben dem Dreifuß und einem goldenen Bilde des Apoll. An demselben wurde zur Zeit des kürzesten Tages geopfert. Auch Aphrodites Grab ward gezeigt in Cypern, denn nachdem ihr Adonis gestorben, bleibt sie nicht mehr die goldene, süßlächelnde, sondern wird zur Trauernden, ja Gestorbenen. Preller gr. Myth. I³ S. 105. 564. 287.

[2]) A. a. O. 565: Dionysos bleibt nur einen Teil des Jahres in der Unterwelt, wird ein Jahr um das andere neu geboren und heißt deshalb Liknites.

der Götter" (Prom. 1032)? Es steht wirklich in einem griechischen Buche (bei Apollodor[3]), „er, ein Unsterblicher, habe zur Auslösung des Prometheus sich dargeboten zu sterben." Manche niedere Gottheiten sind geradezu nur langlebend und bei Homer ist der Kriegsgott Ares — wiewohl nicht sterblich (*E*, 901 *οὐ μὲν γάρ τι καταθνητός γ' ἐτέτυκτο*), weil er nicht sterben wird, — einigemal nahe daran umzukommen. Die Pietät schon wird es nicht dazu kommen lassen. — Und wenn jenes gleichwohl so in den Hintergrund getreten, daß der Name der Unsterblichen als ein vorzugsweises Merkmal erscheint, so ist freilich unsterblich zu sein, keinen Tod vor sich zu sehen, besonders auch das Erfordernis eines vollkommenen Glücks.

Das Attribut des Glücks für die Götter kommt immer in der griechischen Volksvorstellung als vorzügliches wieder. Noch Strabo sagt einmal (467): „zwar ist es auch gut gesagt, daß die Menschen dann die Götter am meisten nachahmen, wenn sie wohlthun, noch besser aber dürfte man sagen: wenn sie glücklich sind"[4]). Man wird es sogar in gewissen Vorstellungen philosophischer Schulen noch wiedererkennen. Was dazu gehört? Nun dazu gehört freilich gar sehr unsterblich zu sein, keinen Tod vor sich zu sehen. Ganz in dieser Auffassung sagt Sappho[5]): der Tod ist ein Übel, sonst würden die Götter den Tod gewählt haben. Unsterblich zu sein und, was freilich wesentlich dazu gehört um die Unsterblichkeit zu genießen, unalternd zu sein, ist ein höchster, nicht zu erreichender Wunsch von homerischen Menschen ausgesprochen (*Θ* 538 *εἰ γὰρ ἐγὼν ὥς Εἴην ἀθάνατος καὶ ἀγήραος ἤματα πάντα*): die Götter sind es (*ε* 218 *ἡ μὲν γὰρ βροτός ἐστι, σὺ δ' ἀθάνατος καὶ ἀγήρως*).

Zunächst dann die ungetrübte Heiterkeit des Elementes, in dem sie wohnen, auf dem Olymp, der weder vom Winde er=

---

3) Aus der Schullektüre erinnere man sich an Soph. Ant. 821 ff.: Niobe sei aufs jammervollste, wie nun Antigone, umgekommen, *ἀλλὰ θεός τοι καὶ θεογενής, ἡμεῖς δὲ βροτοὶ καὶ θνητογενεῖς* = doch Göttin war sie und göttlich erzeugt!

4) Vergl. oben die Schlußbemerkung.

5) Frg. 137. Bergk, poët. lyr. III, S. 918.

schüttert wird, noch vom Regenguß genetzt, noch befällt ihn der Schnee: sondern wolkenlose Heiterkeit ist angebreitet und schimmernder Glanz überspannt. In ihm, heißt es[6]), freuen sich die seligen Götter alle Tage (d. h. immerweg).

Schön und echt antik spricht es Goethe aus in der Iphigenie [III, 1 V. 114]:

> Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
> Auf immer neuen Wolken selig lebet.

Wie den Äther die Heiterkeit, so durchziehen gleichsam die Reihen der höheren Götter Gestalten die ihrer Freude und Heiterkeit gewidmet sind, Musen, Chariten, Horen, Harmonia, Hebe, Ganymed: — Freude, Schönheit, Maß, Anmut tönen uns schon aus diesen Namen entgegen. Denn ohne Maß keine Schönheit, ohne Schönheit und Anmut dem Griechen kein Glück und keine Heiterkeit. Es möchte die Stufenfolge des Wünschenswerten bei uns etwas anders[7]) sich gestalten als in dem griechischen Volkslied: gesund sein ist das beste, das zweite schön sein, das dritte reich sein — sonder Trug[8])! — Solon, wo er dem Krösus gegenüber den wahrhaft Glücklichen schildert, sagt: er ist ohne Verstümmelung, ohne Krankheit, ohne Leiden, mit Kindern gesegnet,

---

6) bei Homer ζ 41—46: *ἀπέβη γλαυκῶπις Ἀθήνη*
Οὔλυμπόνδ', ὅθι φασὶ θεῶν ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί
ἔμμεναι· οὔτ' ἀνέμοισι τινάσσεται, οὔτε ποτ' ὄμβρῳ
δεύεται, οὔτε χιὼν ἐπιπίλναται· ἀλλὰ μάλ' αἴθρη
πέπταται ἀνέφελος, λευκὴ δ' ἐπιδέδρομεν αἴγλη.
τῷ ἔνι τέρπονται μάκαρες θεοὶ ἤματα πάντα.

7) Wie? beantwortet Geibel:
Drei Dinge nur vermag ich ganz zu loben,
Die stets zu echtem Heil den Grund gelegt:
Gesundheit, Mut und heitrer Blick nach oben.
Und zur Erklärung des zweiten der drei Dinge citiere ich aus desselben Dichters Brunhild:
Wenn's etwas giebt, gewaltger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.

8) *Ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνατῷ*
Δεύτερον δὲ φυὰν καλὸν γενέσθαι
Τὸ δὲ τρίτον πλουτεῖν ἀδόλως. Vergl. Plato Gorgias c. 7, 451 e.

wohlgestalt[9]). Das letzte möchte uns kaum einfallen unter die wesentlichen Punkte in solchem Zusammenhange aufzunehmen. Doch zurück. Die Götter versammeln sich oft zu heiterem Mahle bei Zeus: „der schönste Knabe schenkt ihm ein, — hier und oft wenn sie versammelt sind erheitern die genannten Huldinnen und Frohsinnen mit Tanz und Gesang, und es schließen sich zur Freude der älteren Götter ihnen andere der jüngeren Götter und Göttinnen an. Im Hymnus an Apollo heißt es[10]): Wenn Apoll mit der Phorminx in den Saal des Zeus tritt unter die Versammlung der übrigen Götter, gleich beliebt den Unsterblichen Zither und Gesang. Die Musen allgesamt, wechselnd mit schönen Stimmen, singen der Götter unsterbliche Gaben — und des Menschen Mühsale, welche sie tragend unter den unsterblichen Göttern leben, unverständig und hülflos, und nicht vermögen des Todes Heilung zu finden und Abwehr des Alters. Aber die schönlockigen Chariten und die heiteren Horen und Harmonia und Hebe und Zeus Tochter Aphrodite tanzen, einander an den

9) Herod. I, 32 εὐειδής.

10) V. 4. 5. 9—25:

εἶσι δὲ φορμίζων Λητοῦς ἐρικυδέος υἱός
φόρμιγγι γλαφυρῇ πρὸς Πυθὼ πετρήεσσαν
. . . .
εἶσι Διὸς πρὸς δῶμα, θεῶν μεθ' ὁμήγυριν ἄλλων.
αὐτίκα δ' ἀθανάτοισι μέλει κίθαρις καὶ ἀοιδή.
Μοῦσαι μέν θ' ἅμα πᾶσαι, ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ,
ὑμνεῦσίν ῥα θεῶν δῶρ' ἄμβροτα, ἠδ' ἀνθρώπων
τλημοσύνας, ὅσ' ἔχοντες ὑπ' ἀθανάτοισι θεοῖσι
ζώουσ' ἀφραδέες καὶ ἀμήχανοι, οὐδὲ δύνανται
εὑρέμεναι θανάτοιό τ' ἄκος καὶ γήραος ἄλκαρ.
αὐτὰρ ἐυπλόκαμοι Χάριτες καὶ ἐύφρονες Ὧραι
Ἁρμονίη θ' Ἥβη τε Διὸς θυγάτηρ τ' Ἀφροδίτη
ὀρχεῦντ', ἀλλήλων ἐπὶ καρπῷ χεῖρας ἔχουσαι·
τῇσι μὲν οὔτ' αἰσχρὴ μεταμέλπεται, οὔτ' ἐλάχεια,
ἀλλὰ μάλα μεγάλη τε ἰδεῖν, καὶ εἶδος ἀγητή,
Ἄρτεμις ἰσχέαιρα, ὁμότροφος Ἀπόλλωνι
ἐνθ' ἅμα τῇσιν Ἄρης καὶ ἐύσκοπος Ἀργειφόντης
παίζουσ'· αὐτὰρ Φοῖβος Ἀπόλλων ἐγκιθαρίζει
καλὰ καὶ ὕψι βιβάς· αἴγλη δέ μιν ἀμφιφαείνει,
μαρμαρυγαί τε ποδῶν καὶ ἐυκλώστοιο χιτῶνος.

Händen haltend. Und unter ihnen tanzt, führwahr weder häßlich noch klein, sondern sehr hoch zu schauen und herrlich an Bildung, Artemis, die Pfeilschüttende, die Zwillingsschwester Apollos, und unter ihnen ebenso Ares und der fernschauende Argostöter teilen das Spiel: er aber Phöbos Apollo schlägt die Zither darein, schön und hoch schreitend, und Glanz umscheint ihn, und der Füße Strahlung und des wohlgesponnenen Kleides!

Wie die Musen dem Vater Zeus vorsingend ihn erheitern, ist schön beschrieben in einem der Eingänge zur Theogonie: sie singen ihm Gegenwärtiges, Vergangenes und Künftiges von den Göttern und Menschen. Unermüdlich strömt ihre Stimme süß aus dem Munde, und es lacht der Saal des Vaters, wenn der Göttinnen Lilienstimme sich ausbreitet[11]) u. s. f.

Dazu kommt nun die Freude, welche die älteren Gottheiten an der Herrlichkeit ihrer Kinder haben. Wenn z. B. in der Odyssee Artemis auf dem Berge schreitet unter ihren Nymphen: und es freut sich Leto im Herzen[12]): denn über allen empor hält sie das Haupt und das Antlitz, und leicht ist sie kenntlich, wie wohl sie alle schön sind.

Überall — wie dieser Zug hier ein ganz beiläufiger ist — springt ihm das Bild der Freude seiner Götter hervor, es sich vorzuhalten ist ihm Bedürfnis und Freude. Wie Leto und Zeus sich über die herrlichen Kinder Artemis und Apollo freuen, ist häufig.

Diese Freude wird zur Liebe und zur Zärtlichkeit. Zeus und Aphrodite, des Griechen goldene Göttin. Hier aber ist das ausgebildetste Verhältnis zwischen Zeus und der ihm geistig ähnlichsten Tochter Athene.

Aber diese Liebe und Zärtlichkeit haben sie nicht bloß in ihrem Kreise, sondern sie haben, sie suchen sie außer ihm — durch die Teilnahme an den Menschen. Eine wahrhaft zärtliche Sorge kann man's mit Recht oft nennen; ich brauche nur an Odysseus und Minerva zu erinnern: „Du stehst mir immer

---

11) Theogon. v. 36—42.

12) ζ 106 *Γέγηθε δέ τε φρένα Λήτω. Πασάων δ' ὑπὲρ ἥ γε κάρη ἔχει ἠδὲ μέτωπα, Ῥεῖά τ' ἀριγνώτη πέλεται, καλαὶ δέ τε πᾶσαι.*

ja in allen Mühen bei, und wo ich mich rege, vergissest du meiner nicht," sagt er[13]). Und so haben wir's durch die ganzen Gedichte in den mannigfachsten und wundervollsten Situationen.

Ja die Götter bereiten sich in ihrer Art Unannehmlichkeiten für die Menschen — und doch hätten sie das gar nicht nötig. — (*Φ* 462. 380 — *Ω* 463. *Α* 573[14]).

Endlich das Bewußtsein und die Freude eines jeden an seiner eigenen Herrlichkeit (*κύδεϊ γαίων*) und an seiner Verehrung. Was jene Herrlichkeit betrifft, so glaube ich im Sinne der ältesten naiveren Zeit zu reden, wenn ich auch sie als wesentlichen Teil ihres Glückes hinstelle. Es gestaltet sich das Ganze etwas anders und ernster, wenn umgekehrt das Glück als Teil der notwendigen Götterherrlichkeit gefaßt ist . . .

Nun aber das Anschauen der heiteren herrlichen Seligkeit der Götter thut dem Griechen wohl, es erheitert, ja — um den Eindruck sehr vieler Stellen wohl zu bezeichnen — es verklärt, es beseligt ihn selbst[15]). Es ist kein leeres Wort, wenn z. B. nach griechischer Art Horaz anhebt[16]): Phoebus, der du im Xanthusflusse dein Haar badest." Vielmehr ist es dem Griechen aus der geschilderten Stellung heraus überall Bedürfnis, seine Götter in irgend einer herrlichen oder schönen und anmutigen Situation sich zu vergegenwärtigen.

---

13) *Κ* 278 *Ἥ τέ μοι αἰεὶ Ἐνπάντεσσι πόνοισι παρίστασαι, οὐδέ σε λήθω Κινύμενος.*

14) *Φ* 462 sagt Apollo: *Ἐννοσίγαι', οὐκ ἄν με σαόφρονα μυθήσαιο Ἔμμεναι, εἰ δὴ σοί γε βροτῶν ἕνεκα πτολεμίζω*: Erschütterer der Erde, nicht klug wirst du mich nennen, wenn ich mit dir der Menschen wegen kämpfe. 380 gebietet Here dem Hephaistos Einhalt: *οὐ γὰρ ἔοικεν Ἀθάνατον θεόν ὧδε βροτῶν ἕνεκα στυφελίζειν.*

Ω 463: *νεμεσσητὸν δέ κεν εἴη, Ἀθάνατον θεὸν ὧδε βροτοὺς ἀγαπαζέμεν ἄντην.* *Α* 573 hält es Here für unerträglich, *εἰ δὴ σφὼ ἕνεκα θνητῶν ἐριδαίνετον ὧδε.*

15) So wirkt jedes ächte Werk aus dem „Reich des Ideals," in welchem nach Schillers Ausdruck „der Menschheit Götterbild schwebet" (V. 64). Also auch das Verständnis des ganzen Gedichtes, nicht nur seines Anfanges fördert obiger Aufsatz.

16) Carm. IV 6, 26 Phoebe, qui Xantho lavis amne crines.

So findet alles ihm erhebend und anmutend sich darstellende seine Gestalt unter den Göttern: des Jünglings Vollentwickelung in Kraftschönheit und Freudigkeit — Apoll mit Bogen und Phorminx: die eben erblühte keusche Jungfrau — Diana: die weibliche kluge Entschiedenheit — Minerva: der Liebe Holdigkeit — Aphrodite.

So ist ihm Befriedigung, sich seine Götterwelt auf diese Weise auszubilden und ebenso dem einzelnen Gott eine Geschichte auszubilden, ihn in Lagen und Thätigkeiten zu versetzen, worin er sein Glück und seine Herrlichkeit entfalten soll: kurz er bildet jeden Gott doppelt aus, für den Olymp — und für den Menschen unmittelbar, oder wie man auch griechisch sagen kann: als Gott und als Dämon. Zu letzterem gehört alles, worin er für gewisse Künste oder Unternehmungen der eigentliche, der vorzugsweise Helfer ist, oder gewisser Gaben der vorzugsweise Geber. Daher denn im Kultus und gar im lokalen Kultus — und das ist hiernach ganz erklärlich — oft andere Seiten hervortreten, die bei der Ausbildung des Gottes nach jener Richtung hin sich beinahe verlieren, nach welcher hin erbaulich die Kunst arbeitete, die sich schon deshalb mit Symbolen zu bemühen und zu belasten keinen Anlaß fand. So wenig es nur mit Ares als Kriegsgott etwas zu thun hat, daß er oben mittanzt — außer in so weit es im griechischen Geiste lag, auch den Kriegsgott schön und froh zu denken — er konnte in anderen Geistern ebensowohl ein ungeschlachter wilder Unhold werden — so sind die Horen überall zur Hand, auch wo sie nur ein rasches Geschäft, bei dem sie sich der Phantasie in anmutiger Haltung und Bewegung vergegenwärtigen, zu vertreten haben; und der braucht mit dem Begriffe, woraus sie erwachsen, weiter gar nichts gemein zu haben.

Dieser Begriff der Horen war im Beginne des Aufsatzes von Lehrs so festgestellt:

Der Grieche mochte sich nicht begnügen, die Zeit als ein leeres Schema aufzufassen, als eine stetige Fläche, auf welcher die Begebenheiten eintreten, sondern als bewegt, nicht gleichsam als

ein ruhig stehendes Meer sich's vorzustellen, sondern als ein bewegtes, wo Welle an Welle folgt. So schuf er sich ein Wort, dasjenige Wort, wovon dem Lateinlernenden Knaben angelehrt wird, es heiße die Stunde — hora — dem Griechischlernenden, es heiße die Jahreszeit — zur Bezeichnung jener Zeitwellen: es bedeutet eine Zeitabteilung, einen Zeitabschnitt, insofern er im Verlauf vorangegangener eintritt und folgenden Platz machen wird, und der gegen die früheren und späteren sich sondert durch seine eigentümliche Gestalt oder Färbung, oder lebendiger durch das, was er bringt. Wodurch die Zeit nicht nur bewegt, sondern auch gefüllt, um so zu sagen, vorgestellt wird.

Ein ewig Weben,
Ein wechselnd Leben.

Und nicht als ein dunkles Einerlei, sondern als ein farbiges Vielerlei.

Er konnte nicht sagen: es war eine Zeit, wo ich glücklich war: — Hora — weil hier keine Vorstellung der Bewegung, des Fortschritts bei der Zeit ist; wohl aber: es wird auch wieder die Zeit des Glückes kommen: die Hora des Glückes. Oder nun ist die Hora des Glücks (gekommen). Als Odysseus den Phäaken schon bis in den späten Abend vorerzählt hat und der König noch weiter zu erzählen ihn auffordert, sagt Odysseus *ὥρη μὲν πολέων μύθων, ὥρη δὲ καὶ ὕπνου*: es kommt schon die Zeit zu weitläufigen Erzählungen, aber auch der Schlaf hat seine Hora . . . nicht . . . „die rechte, angemessene Zeit oder Stunde"; dafür hat der Grieche ein eigenes Wort (*καιρός*). Dort sagen wir Zeit oder Stunde. Aber jene Zeitwellen sind keine turbulenten, sich unordentlich überstürzenden, sondern ein geregeltes Wellenspiel: und was sie bringen, bringen sie nach einer Ordnung und Gesetz. Wie man diese Darstellung besonders ausgebildet, so übertrug man auch den Ausdruck wieder besonders auf solche Zeiten, die durch geregelte Wiederkehr in gleichen Beschaffenheiten oder Gaben die Regel und Ordnung aufdrängen . . . Die Horen des Jahres das sind nicht notwendig 3 oder 4 bestimmte Jahreszeiten, sondern die Zeitwellen, welche durch Kennzeichen der Natur oder der Beschäftigungen, ja der Schicksale, kenntlich und ver-

änderlich einen Kreisgang vollenden und dann umwenden, um von neuem anzufangen. . . . Aber die Dehnbarkeit des Wortes reicht noch weiter: denn da die Hora gedacht wird in Beschaffenheit, so drückt der Grieche z. B. weil sie sich unterscheiden durch Luftbeschaffenheit, dadurch daß sie Frucht bringen oder keine, auch Klima und Witterung, auch Frucht dadurch aus. . . . . Auch die Schicksale kommen im Laufe der Horen: auch die Schicksale werden durch sie gebracht und hereingeführt. . . Es giebt gewisse Gegenstände, die in sich augenfällig einer allmählichen Entwickelung in der Zeit aufsteigend zur höchsten Entfaltung und wieder abnehmend unterliegen, z. B. die Frucht. Von ihr könnte man sagen: es ist die Hora der Frucht, von der ganzen Zeit, da sie sich entwickelt; Gegensatz z. B. die Hora der Blüte: aber von ihr wird auch vorzugsweise gesagt, „sie hat ihre Zeit" (sie ist zeitig) da, wenn sie zur Reife gekommen ist. Ebenso vom menschlichen Körper: er hat seine Zeit, wenn er zur höchsten Entfaltung gekommen ist, aber auch: er ist in der Hora des Knabenalters, des Jünglings 2c. Ebenso vom Jahr: die Hora des Frühlings 2c. — aber die Hora des Jahres auch dessen höchste Reife, die freilich verschieden beurteilt werden kann, daher Hora des Jahres bisweilen der Frühling heißt, anderwärts Sommer und Herbst.

Hiernach hat er auch ein Beiwort „ohne Hora" (ἄωρος), was unter oder über die Hora weg ist . . . unförmlich und überförmlich . . .

Jetzt werden wir vorbereitet sein, um den Begriff noch gedrängter zu fassen, und wie mit ihm die Vorstellung anmutiger göttlicher Wesen in des Griechen Seele zugleich entsprang. Nämlich: „Ein jedes Ding hat seine Zeit, Essen hat seine Zeit, Schlafen hat seine Zeit . . . u. s. f. Dieses Eintreten und in vielen Fällen Wiedereintreten eines jeden, sei es im menschlichen Treiben, ja in seinem Verhängnis, sei's in der Natur, machte dem Griechen das Bild eines angenehmen geordneten Wechsels; er erblickte darin nicht willkürliche Menschensatzung, sondern eine schöne göttliche Ordnung. Und jene Zeiten, in welche im Fortlaufe jedes zu seiner Zeit kommt, erstanden

seinen Gedanken zu göttlichen dem Zeus dienenden Wesen, welche in anmutiger Ordnung gehen und kommen, und je herbeiführen, was an der Zeit ist.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel[17]).

Sieht man nun wohl ein, warum sie Töchter des Zeus und der Themis, der Ordnung sind? . . . Der Begriff der Ordnung verbindet sich bei dem Griechen gern mit dem Begriff der Schönheit. Er allein hat ein Wort, welches die Schönheit und die Anmut ausdrückt, welche er durch den Anblick oder die Vorstellung der Ordnung empfindet: „Ordnung und Schönheit in eines". Kosmos heißt es.

Nach dem Obigen treten die Horen begreiflich in die Reihe der Wesen, durch welche der Grieche in verschiedenen Phasen und in reicher Bezeichnung das Gesetz, die Fügung, die feste Ordnung in der Welt und den Schicksalen unter Göttern und Menschen ausdrückt: Themis, Dike, Moiren, Aesa, Heimarmene, Pepromene u. m. Gleichsam der Kosmos, sofern er in der Zeit erscheint. Horaz . . . sagt einmal [c. I 12 V. 13]: Was soll ich eher singen als des Vaters (Jupiters) Lob? Der der Menschen und Götter Geschicke, der Meere und Länder und die Welt durch wechselnde Horen lenkt?" Das sind also die wechselnden Verhängnisse . . in demselben Sinne, wie der Künstler . . ., über dem Haupte des Zeus die Horen und die Moiren gebildet. Denn die stehenden Verhängnisse, die Moiren werden im Laufe der Zeiten durch die Horen herbeigeführt und verwirklicht.

---

2. Aus Platons Phädrus.

Kap. 25—31, übersetzt von Lehrs. Leipzig, Hirzel, 1869. S. 28 ff.
(Vergleich der Seele mit Gespann und Leiter).

Kap. 25 . . . Die Seele werde verglichen dem verbundenen Wesen eines geflügelten Gespannes mit seinem Lenker. Der Götter Rosse nun und Lenker sind alle selbst gut und ent-

[17]) Schiller, Der Tanz V. 17 f. Vergl. den Spaziergang V. 191 ff. und die Mannigfaltigkeit V. 6.

stammt von guten: bei der andern ist es gemischt. Und für's erste, unser Lenker regiert ein Zweigespann, und dann von den zwei Pferden ist das eine ihm schön und gut und entstammt von solchen, das andere aber von entgegengesetzten und ist entgegengesetzter Art [18]). Schwer also und verdienstlich ist notwendig die Lenkung an uns. Wie nun die Namen gekommen sind „sterbliches und unsterbliches Geschöpf", müssen wir zu sagen versuchen. Alle Seele ist besorgt für das Seelenlose und umwallt den ganzen Himmel, bald in diese, bald in jene Gestalten eintretend. Wenn sie nun vollkommen ist und geflügelt, so wandelt sie in Höhen und waltet der ganzen Weltordnung: manche andre aber verliert ihre Flügel und treibt dahin, bis sie an ein Festes sich hält; und hat sie nun da ihre Wohnung genommen und so einen irdischen Körper in Besitz genommen, der sich selbst zu bewegen scheint vermöge ihrer Gewalt: so heißt dies gesamte Geschöpf, Seele und Körper verhaftet, und erhält den Beinamen eines sterblichen: das unsterbliche aber aus keiner vernünftigen Begründung, sondern einer ersonnenen, da man weder gesehen noch hinlänglich erkannt hat den Gott als unsterbliches Geschöpf, das zwar Seele hat, zwar Körper hat, beide aber auf ewige Zeiten mit einander verwachsen. Doch dieses wie Gott will, so sei es und heiße es.

Die Veranlassung aber zum Verlust der Flügel, warum sie der Seele entfallen, laß uns fassen. Es verhält sich damit etwa so. Naturgemäß führt das Wesen des Flügels, das Schwere in

---

[18]) Kap. 34 werden sie näher geschildert: „Wie wir am Anfang dieser Mähr jede Seele dreifach teilten, in zwei Roßgestalten und eine dritte des Lenkers, dabei wollen wir auch jetzt noch bleiben. Und von den Rossen ist, wie wir behaupten, das eine gut, nicht aber das andere.... Das eine, das in dem schönern Stande, ist grade von Gestalt, und scharf gegliedert, hohen Halses, krummer Schnauze, weißer Farbe, schwarzäugig, nach Ehre verlangend mit Maß und Scheu und dem wahren Ruhme zugethan, und wird ohne Schläge, bloß durch ermunternden Zuruf und Worte gelenkt. Das andere dagegen schief, plump, ohne Gesetz zusammengewürfelt, hartnäckig, kurzen Halses, mit aufgeworfener Schnauze, von schwarzer Farbe, glauäugig und blutunterlaufen, der Unbändigkeit und dem Scheine zugethan, zottig um die Ohren, taub, und kaum der Peitsche nebst den Stacheln sich fügend."

die Höhe hebend, nach oben, wo das Geschlecht der Götter wohnt; er hat aber von den körperlichen Dingen am meisten Verwandtschaft mit dem Göttlichen: das Göttliche aber ist schön, weise, gut und was sonst dergleichen. Hierdurch wird den meisten genährt und gefördert die Beflügelung der Seele, durch das Häßliche aber und Böse und alles jenem Entgegengesetzte schwindet sie hin und vergeht.

Kap. 26. Der große Führer im Himmel nun, Zeus, einen geflügelten Wagen treibend, schreitet voran, ordnend alles und besorgend: ihm folgt das Heer der Götter und Dämonen in elf Teile geordnet: denn es bleibt Hestia in der Götterwohnung allein zurück: von den andern Göttern aber alle, welche, in die Zahl der zwölf geordnet, herrschende Götter sind, gehen voran, je nach der Ordnung, die jedem bestimmt ward. Da ist nun ein vielfaches und seliges Schauspiel und Durchzüge innerhalb des Himmels, welche der beglückten Götter Geschlecht in Windungen ausführt, jeder von ihnen vollbringend das Seinige. Es folgt aber jedesmal, wer will und kann. Denn der Neid steht außerhalb des göttlichen Chors. Wenn sie aber zu Mahl und Schmaus gehen, zu der höchsten himmlischen Wölbung, dann geht nun der Weg steil auf. Die Göttergespanne nun, die gleichgewichtig, wohl im Zügel sind, machen den Weg leicht. Die übrigen dagegen mit Mühe. Denn es drückt das des Bösen teilhafte Pferd, zur Erde neigend mit seiner Wucht, wenn es nicht von den Lenkern wohl erzogen ist. Da ist denn der Seele äußerste Arbeit und Anstrengung zur Aufgabe gemacht. Denn die unsterblich genannten Seelen, wann sie an der Höhe sind, wenden sich hinaus und stehen auf des Himmels Rücken, und während sie dastehen, führt sie der Umschwung herum und sie schauen, was außerhalb des Himmels ist.

27. Diesen überhimmlischen Raum, weder hat ihn noch einer von den Dichtern hier besungen, noch wird er ihn besingen nach Würden. Es ist aber damit so: Denn man muß es doch wagen, die Wahrheit zu sagen, besonders wenn man über die Wahrheit spricht. Nämlich die farblose und gestaltlose und untastbare wirkliche Wahrheit kann durch den Lenker der Seele

allein, die Vernunft, geschaut werden, und die mit ihr beschäftigte wahre Wissenschaft wohnt an diesem Orte. Der göttliche Geist nun, der durch Vernunft und ungetrübtes Wissen genährt wird, und jede Seele, welche das ihr Verwandte aufnehmen mag, wenn sie nach einer Frist das Seiende erblickt, freut sich und im Anschauen des Wahren nährt sie sich und befindet sich wohl, während der Umschwung im Kreise sie an den Ausgangspunkt heranbringt. Bei dem Umzug aber schaut sie die Gerechtigkeit selbst, schaut die Mäßigung, schaut die Wissenschaft, nicht diejenige, welche erst wird, noch etwa in einem andern eine andere ist von dem, was wir jetzt seiend nennen — sondern die Wissenschaft dessen, was wirklich seiend ist. Und hat sie nun ebenso alles übrige wirklich Seiende geschaut und sich gesättigt — dann wiederum in den Raum innerhalb des Himmels sich herabsenkend, geht sie nach Hause: und ist sie angelangt, dann stellt der Lenker die Pferde an die Krippe, wirft ihnen Ambrosia vor und tränkt sie mit Nektar.

28. Das ist der Götter Leben. Die übrigen Seelen aber — diejenige, welche dem Gott am meisten folgt und gleicht, hebt hinüber in den Raum außerhalb das Haupt des Lenkers, und schwingt sich den Umschwung mit, beunruhigt von den Pferden und kaum imstande zu schauen das Seiende, sondern bald hebt sie sich, bald senkt sie sich, und unter der Gewalt der Pferde sieht sie einiges, anderes nicht. Die übrigen Seelen aber folgen zwar alle mit dem Verlangen nach oben, aber zu schwach, werden sie mitumgeschwungen unter dem Schwall, einander tretend und stoßend, weil eine vor die andere zu kommen sucht. Da wird nun der äußerste Tumult und Streit und Schweiß: dort werden durch die Untauglichkeit der Lenker viele lahm, viele zerbrechen sich vielfach ihre Federn, alle aber — trotz vieler Not gehen sie doch davon, nicht gelangt zu dem Anblick des Seienden — und nähren sich mit Vorstellungen. Daher denn der große Eifer zu finden, wo das Gefilde der Wahrheit ist. Denn die Weide, welche dem besten Teil der Seele eignet, ist von der Wiese dort: und die Natur des Flügels, durch welchen die Seele gehoben wird, nährt sich damit: und das ist die Satzung der Adrastea:

jede Seele, welche sich einem Gotte anschließend etwas von dem Wahren gesehen hat, bleibt bis zum nächsten Umzuge ungefährdet, und ist sie das immer imstande zu thun, sei sie immer unverletzt. Wann sie aber, unvermögend zu folgen, nichts sieht und durch einen Unfall mit Vergessenheit und Schlechtigkeit erfüllt schwer wird, und schwer geworden die Flügel verliert und auf die Erde fällt, dann ist Gesetz, sie nicht zu pflanzen in eine tierische Natur bei der ersten Geburt, sondern diejenige, die das meiste gesehen, zur Erzeugung eines Menschen, der ein Freund des Weisen oder Schönen oder der Musen oder der Liebe hold werden wird: die zunächststehende zur Erzeugung eines gesetzlichen Königs oder eines für Krieg und Herrschen geeigneten Mannes: die dritte eines solchen, der Staat, Haus oder Vermögen zu verwalten versteht: die vierte eines gymnastischer Anstrengung oder etwa der Heilung des Körpers Beflissenen: die fünfte ist die, welche dem Leben eines Wahrsagers oder etwa Weihepriesters gewidmet sein wird: für die sechste wird eines Poeten Leben oder sonst eines, der in der Nachahmung lebt, geeignet sein: für die siebente eines Landbauers oder Handwerkers: für die achte eines Sophisten oder Volksschmeichlers: für die neunte ein Tyrann. Wer jedes Leben, das hier genannt ist, gerecht durchlebt, erlangt ein besseres Los, wer ungerecht, ein schlechteres.

29. . . . Die Seele, welche die Wahrheit nimmer geschaut, wird nicht in diese Gestalt gelangen: denn der Mensch muß begreifen, was, generell gesprochen, wird, was aus vielen sinnlichen Eindrücken durch Vernunft in eins zusammengefaßt wird. Dies aber ist Erinnerung dessen, was einst unsere Seele sah, da sie den Weg im Geleite des Gottes machte und verachtete, was wir hier als seiend bezeichnen, und hinaus sich hob in das wahrhaft Seiende. Darum also wird natürlich nur die Seele des Philosophen geflügelt. Denn er weilt nach Vermögen immer bei jenen Gegenständen, bei denen der Gott weilend göttlich ist. Wer also solchen Erinnerungen gehörig nachhängt, der, als immer vollendeter Weihen genießend, wird in Wahrheit allein ein Geweihter: da er sich aber fern hält von dem menschlichen Treiben und bei dem Göttlichen weilt, wird er von der Menge

gescholten als verrückt, denn die Menge hat keinen Begriff davon, daß er des Göttlichen erfüllt ist.

30. Auf diesen Punkt also kommt alles zurück, was über den vierten Wahnsinn zu sagen ist, wenn jemand die Schönheit auf der Erde erblickend und erinnert an die wahre Schönheit, beflügelt wird, und so beflügelt das Verlangen empfindet, aufzufliegen, allein unvermögend dazu, wie ein Vogel aufwärts schauend, und was unten ist nicht achtend, sich den Vorwurf zuzieht, diesem Wahnsinn verfallen zu sein — daß dies ja die schönste Begeisterung von allen ist und die beste und der besten Art für den sowohl, dem sie ward, als der sie teilt, und daß, wem diese Begeisterung ward, der das Schöne liebt, Liebhaber heißt. Denn wie gesagt worden, jede menschliche Seele hat ihrem Wesen nach das Seiende geschaut, sonst wäre sie nicht in dieses Geschöpf gekommen, doch aus dem, was hier ist, sich zu erinnern an jenes, wird nicht allen Seelen leicht, weder denen, die das Dortige nur schnell gesehen, noch denen, die hierher herabgesunken, das Unglück hatten, durch gewisse Berührungen zum Ungerechten gewendet, zur Vergessenheit der Weihen zu gelangen, welche sie dort gesehen. So bleiben wenige übrig, denen die Erinnerung ausreichend beiwohnt. Diese aber, wenn sie irgend ein Gleichnis des dortigen sehen, werden sie erstaunt und geraten außer sich, wissen aber nicht, was mit ihnen vorgeht, weil sie es nicht ganz begreifen. Gerechtigkeit nun und Mäßigung und die sonstigen Vorzüge der Seele haben in den Abbildern hier keinen Glanz, sondern durch trübe Werkzeuge schauen kaum und wenige, wenn sie ihren Nachbildern nahen, die Natur des Nachgebildeten selbst. Der Schönheit Ansehen aber war damals ein glänzendes, als mit dem beglückten Reigen seligen Anblick und Anschauen, im Geleite wir des Zeus, andre eines andren Gottes, sie genossen und der Weihe gewürdigt wurden, welche die allerbeseligendste zu heißen verdient, und deren Feier wir begingen, selbst noch vollkommen und unberührt von dem Bösen, das in späterer Zeit uns bevorstand, und zu vollkommenen und einfachen und ruhigen und glücklichen Erscheinungen zugelassen und sie erschauend in reinem Glanz, noch selbst rein

und nicht verschlossen in dem, was wir jetzt mit uns herumtragen und Körper nennen, wie in eine Muschel gebannt.

31. Möge dies der Erinnerung zu gute gehalten werden, durch welche in Sehnsucht jenes Ehemaligen ich jetzt hierüber weitläufiger gesprochen. Was aber die Schönheit anbetrifft, so leuchtet sie wie ich gesagt, wenn sie unter jenen auftrat: und ebenso, wenn wir hierher gekommen, treffen wir sie an durch den hellsten unserer Sinne aufs hellste leuchtend. Denn die Empfindung des Gesehenen kommt uns am eindringlichsten unter allen körperlichen Empfindungen: durch welche die Einsicht nicht erblickt wird: die gewiß eine unbeschreibliche Liebe erregen würde, wenn sie solch ein augenfälliges Nachbild darböte, das vor die Blicke träte, ebenso wie alles, was sonst liebenswert ist. Nun aber hat bloß die Schönheit das Los zugleich im höchsten Grade in die Augen leuchtend und liebenswürdig zu sein. Wer nun nicht frisch eingeweiht oder schon verdorben ist, der schwingt sich nicht schnell von hier dorthin hinauf zu der Schönheit selbst, wenn er schaut, was hier ihren Namen trägt: weshalb er denn bei dem Anblick nicht Ehrfurcht empfindet, sondern der Lust hingegeben möchte er wie ein Tier die Zeugung vollziehen, und in Frechheit befangen, hat er nicht Furcht noch Scheu widernatürlicher Lust nachzutrachten. Dagegen der vor kurzem Eingeweihte, der reichlich dort oben geschaut, wann er ein gottähnliches Antlitz sieht, das die Schönheit wohl nachahmt, oder eine solche Körpergestalt, so erschaudert er zuerst und es überkommt ihn eine heilige Scheu wie damals, sodann hinschauend steht er in Verehrung wie vor einem Gotte, und wenn er nicht den Vorwurf übermäßigen Wahnsinns fürchtete, würde er dem Geliebten wie einer Bildsäule und einem Gotte opfern wollen. Und wenn er ihn betrachtet, befällt ihn gleichsam nach dem Schauer ein verändertes Wesen, ein Schweiß und eine ungewöhnliche Hitze. Denn nachdem er die Ausströmungen der Schönheit durch die Augen aufgenommen, wird er heiß, und in dieser Erhitzung schmelzen die Teile am Auswuchs des Flügels, welche bis dahin durch Verhärtung geschlossen, sein Sprossen hinderten: nachdem aber die Nahrung hinzugeströmt, durch

welche die Natur des Flügels befruchtet wird, dann schwillt und strebt aus der Wurzel zu wachsen der Stiel des Gefieders unter der ganzen Gestalt des Flügels: denn früher war sie ganz befiedert.

Winckelmann, über den Apollo von Belvedere, in seiner Geschichte der Kunst des Altertums[1]).

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nötig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben soweit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlichen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, bläht

---

[1]) Vergl. Schiller, Brief eines reisenden Dänen (der Antikensaal zu Mannheim) XIV, 280 f.

sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der **Friede**, **welcher in einer seligen Stille** auf derselben schwebt, bleibt ungestört und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora in Gemeinschaft zusammen [2]). Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößt. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und die flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt; es scheint gesalbt mit dem Öl der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. **Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst**, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich **fühle mich weggerückt** nach Delos und in die lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten [3]).

---

[2]) Schillers Künstler V. 258 ff. [3]) Vergl. auch XV, 393. Braun, Vorschule der Kunstmythologie S. 29. Langl, Götterbilder S. 2 f.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Druck von W. Pormetter, Berlin.

Grosse, Emil,

Das Ideal und das Leben von Schiller zum Schulgebrauch erklärt ; mit einem Anhang

Berlin 1886